

Dániel Bagi: Divisio Regni. The Territorial Divisions, Power Struggles, and Dynastic Historiography of the Árpáds of 11th- and Early 12th-century Hungary, with Comparative Studies of the Piasts of Poland and the Přemyslids of Bohemia. Übers. von Jason Vincz. (Arpadiana, Bd. 2.) Research Centre for the Humanities. Budapest 2020. 407 S., Kt. ISBN 978-963-416-206-3.

Diese Monografie ist die erweiterte englische Übersetzung der 2015 verteidigten, 2017 auf Ungarisch herausgebrachten Dissertation von Dániel Bagi. Der Vf. untersucht die Geschichte der Reichsteilungen (*divisio regni*) am Beispiel von drei mittelalterlichen Ländern Mitteleuropas im Laufe des 11.–12. Jh. (in Ungarn ab ca. 1048, in Böhmen ab 1055, in Polen ab 1097) einschließlich ihres historischen und ideengeschichtlichen Hintergrunds. Fast alle Angehörigen der vier bis sechs Generationen der drei beteiligten Dynastien – Árpáden, Piasten und Přemysliden – waren an den Thronfolgekämpfen und Machtkämpfen beteiligt. Die spektakulärste Folge solcher Auseinandersetzungen war von Zeit zu Zeit eine Reichsteilung. Ungarische, polnische, tschechische und slowakische Forscher haben sich seit Jahrzehnten mit diesem Ereignis beschäftigt und versucht, Erklärungen dafür zu finden, die sich allerdings unterscheiden und oft einander widersprechen. Die Ursache dafür liegt zum Teil in der begrenzten Zahl schriftlicher Quellen, und da diese durch nachträgliche Einfügungen und Verzerrungen modifiziert worden waren, lassen sich authentische Informationen nur unter Vorbehalt eindeutig identifizieren. Problematisch war ferner auch die Identifizierung der Mitglieder der einzelnen Dynastien, zudem mussten angesichts der allmählich zahlreicher werdenden Ergebnisse kirchengeschichtlicher, archäologischer und numismatischer Forschungen frühere Schlussfolgerungen revidiert werden. Obwohl der Vf. sich im Quellenmaterial der gesamten Region gut auskennt, basiert der vorliegende Band im Wesentlichen auf Dokumenten aus Ungarn, da dort die größte Menge an schriftlicher Überlieferung, insbesondere Urkunden, Legenden und Gesetzen, erhalten geblieben ist.

Die Relevanz des Bandes wird auch dadurch gesteigert, dass bis in unsere Tage noch kein so umfassendes, detailliertes komparatives Werk über die Reichsteilungen in den erwähnten Ländern entstanden ist – vor allem keines, dessen Vf. bestrebt gewesen wäre, auch die in verschiedenen Sprachen erschienene Fachliteratur so gründlich zu verwerten.

Nach dem einleitenden Kapitel (thematischer Rahmen, Forschungsstand) wird die Reichsteilung in allen drei Ländern unter die Lupe genommen. Die Untersuchungsaspekte umfassen die Herkunft dieses Phänomens, den Zeitpunkt von dessen Entstehung sowie eine detaillierte Analyse der Funktion der Territorialherrschaft selbst (Herrschersitze, Bischofsitze, Patrozinien, Hofhaltung, militärische Funktionen, Münzprägung, Schenkung von Grundbesitz usw.). Im zweiten Teil des Bandes, der die Abläufe rund um mehrere dynastische Konflikte behandelt, werden auf Grundlage der internationalen, vor allem deutschen Konfliktforschung und anhand einer Deutung der symbolischen Kommunikation die einzelnen Konfliktsituationen, ihre Teilnehmer sowie die Umstände untersucht, welche die Thronfolge beeinflussen. Der Vf. hebt die Rolle der Freundschaft (*amicitia*), der Selbstunterwerfung (*deditio*), der Vormundschaft und des Eides bei dem Ausbruch der Konflikte sowie deren Lösungsversuchen hervor. Eine seiner wichtigsten Feststellungen besagt, dass in keinem der betroffenen Länder eine normative Erbfolgepraxis entstanden sei.

B. untersucht eingehend die wichtigsten politischen Begriffe jener Zeit (*consensus*, *designatio*) und behandelt sodann die einzelnen Argumentationsstrategien, in deren Interesse die nur wenig später entstandenen historiografischen Werke die jüngste Vergangenheit umformten (*idoneitas*, *legimitas*). Dem Vf. zufolge bedienten sich die Chronisten solcher dynastischer Konflikte, sofern sie die Ansprüche auf die Macht (oder den Thron) des einen oder anderen Familienmitgliedes untermauern wollten, eines der drei folgenden Argumente: erstens, dass der Betreffende entsprechende Vorfahren habe; zweitens, dass er selbst oder seine Vorfahren gekrönt worden seien; drittens, dass er über die Fähigkeit der *gesta militaria* verfüge.

Der komparative Ansatz der Untersuchung beruht darauf, dass die betreffenden Territorien Bestandteil des karolingisch-ottonischen Erbes gewesen sind; dies erklärt auch, warum die Kiewer Rus nicht behandelt wird. Mit der Eingliederung in die westliche Kirche gerieten diese Länder zugleich auch unter den Einfluss des westlichen politischen Kräftefelds, während die Rus einen anderen Weg einschlug. Als einen Unterschied arbeitet der Vf. heraus, dass sich hinter den Kulissen der ungarischen Thronkämpfe des 11. Jh. die traditionellen Verhältnisse der Führungsschicht umstrukturierten. Anders als in Böhmen und Polen teilten die Betroffenen nicht das Territorium, sondern die Macht über das gesamte Gebiet unter sich auf. Die Frage nach dem territorialen Charakter der ungarischen Herzogtümer ist in der Fachliteratur immer noch umstritten. Im Ostmitteleuropa des 11. Jh. spielten bei Reichsteilungen eher strukturelle Unterschiede als Ähnlichkeiten die entscheidende Rolle, so suchten die modernen Historiker in der Praxis der Reichsteilung vergeblich nach den Spuren eines hypothetisch rekonstruierten einheimischen slawischen, germanischen oder gar ungarischen Erbes aus früheren Epochen. Umstritten ist ferner unter slowakischen und ungarischen Historikern die Theorie eines „Herzogtums (*ducatus*) von Nyitra/Nitra/Neutra“, besonders was dessen großmährischen Ursprung betrifft. Diese Frage untersucht B. im Kontext der ungarischen Reichsteilungen, und auf diese Weise formt er seine äußerst zurückhaltende Meinung – eine Vorgehensweise, mit der er alle umstrittenen und oft nur hypothetisch zu beantwortenden Fragen behandelt, die in diesem Band vorkommen.

Interessant ist auch, dass es im 12. Jh. – im Gegensatz zum böhmisch-polnischen Modell derselben Zeit – nicht zu einer territorialen Verselbständigung und Stabilisierung des ungarischen Herzogtums gekommen ist. Das begründet der Vf. damit, dass die Gesamtheit der Institutionen des karolingisch-ottonischen Königtums sich nur im Königreich der Árpáden entfaltet habe, wodurch in Ungarn eine dauerhafte Reichsteilung dank einer sakralen und einer hegemonischen königlichen Macht verhindert worden sei. Eine wichtige Errungenschaft des Bandes besteht darin, dass es dem Vf. gelingt zu beweisen, dass eine Reichsteilung stets als Ergebnis einer Vereinbarung zustande gekommen ist. Im ungarischen Fall wurde eine solche Vereinbarung zwischen zwei Mitgliedern der Dynastie geschlossen, im Gegensatz zu Böhmen und Polen, wo alle Familienmitglieder beteiligt waren. B. deutet die Reichsteilung als eine Art von Machtausübung, die zur Entstehung des Herzogtums (*ducatus*) geführt habe, eines Prozesses, in dem die verwandtschaftlichen Beziehungen zwischen den Mitgliedern der Dynastie zu Unter- und Überordnungen umgestaltet worden seien.

Die den Band ergänzenden Landkarten und die Bibliografie stellen wichtige Hilfsmittel für diejenigen dar, die sich für das Thema interessieren. Leider hat aber der Vf. eigentlich vorhandene Übersetzungen ungarischer Fachliteratur nicht in jedem Fall angegeben, so bei Márta Font¹ oder sogar bei eigenen Aufsätzen². Für englischsprachige Leser wäre ein Hinweis darauf, dass die wichtigsten Quellen in der Reihe *Central European Medieval Texts* von CEU Press auf Lateinisch und Englisch zugänglich sind, von Nutzen gewesen.³

¹ MÁRTA FONT: Im Spannungsfeld der christlichen Großmächte. Mittel- und Osteuropa im 10.–12. Jahrhundert, Herne 2008.

² Z. B. fehlt DÁNIEL BAGI: The Dynastic Conflicts of the Eleventh Century in the Illuminated Chronicle, in: JÁNOS M. BAK, LÁSZLÓ VESZPRÉMY u. a. (Hrsg.): Studies to the Illuminated Chronicle, Budapest – New York 2018, S. 139–158.

³ JÁNOS M. BAK, LÁSZLÓ VESZPRÉMY (Hrsg.): The Illuminated Chronicle. Chronicle of the Deeds of the Hungarians from the Fourteenth-Century Illuminated Codex, Budapest – New York 2018. Erst kürzlich erschienen und eventuell daher nicht mehr berücksichtigt ist JÁNOS M. BAK, PAVLÍNA RYCHTEROVÁ (Hrsg.): Cosmae Pragensis Chronica Bohemorum / Cosmas of Prague, the Chronicle of the Czechs, Budapest 2019. Deutlich früher lag aber bereits vor: LISA WOLVERTON (Übers.): The Chronicle of the Czechs. Cosmas of Prague, Washington D.C. 2009.

Es ist zu hoffen, dass B.s zahlreichen neuen Schlussfolgerungen zu den Reichsteilungen, welche die mittelalterliche Geschichte mehrerer Länder für eine lange Zeit bestimmt haben, die einschlägige Forschung zu einem fruchtbaren Dialog anregen wird.

Budapest

László Veszprémy

Die Kirche im mittelalterlichen Livland. Hrsg. von Radosław Biskup, Johannes Götz und Andrzej Radziński. (Ecclesia Clerusque Temporibus Medii Aevi, Bd. 5.) Wydawnictwo Naukowe Uniwersytetu Mikołaja Kopernika. Toruń 2019. 276 S., graph. Darst. ISBN 978-83-231-4121-1. (PLN 42,—.)

Der Sammelband zur Geschichte der mittelalterlichen Kirche in Livland versammelt neun Beiträge zu äußerst unterschiedlichen Aspekten des Oberthemas für die Zeit vom 12. bis – einschließlich eines Beitrags zur Überlieferungsgeschichte – ins 20. Jh.

Der Frühzeit der lateinischen Kirche und dem Vorgang der Christianisierung sind zwei Beiträge gewidmet. Carsten Selch Jensen plädiert dafür, von einem planvollen, wenig spontanen Vorgehen der Missionare auszugehen, und verweist insbesondere auf Meinharths Missionsreise, seine Politik gegenüber der faktischen Oberherrschaft des Herren von Polozk und die beiden vermutlich parallel gebauten Steinbefestigungen in Üxküll und auf dem Holme, einer Insel in der Düna. Andrzej Radziński stellt die Bekehrungsversuche an den Einheimischen in Kontrast zum Aufbau kirchlicher Verwaltungsstrukturen bis ca. 1250. Sein knappes Fazit hätte er noch etwas deutlicher formulieren können: Die Missionare und anderen Geistlichen waren deutlich erfolgreicher darin, kirchliche Strukturen aufzubauen, als die einheimische Bevölkerung nachhaltig von den christlichen Glaubensinhalten zu überzeugen.

Inna Põltsam-Jürjo behandelt ebenfalls die religiösen Vorstellungen der einheimischen Bevölkerung, schlägt aber, indem sie das gesamte Mittelalter behandelt, einen größeren zeitlichen Bogen als Radziński. Entgegen der auf humanistische und aufklärerische Kirchenvertreter zurückgehenden und bisher durch die Forschung generell übernommenen Sichtweise argumentiert sie gegen eine angebliche Gleichgültigkeit der Esten gegenüber der christlichen Lehre. Vielmehr seien „christliche Bräuche [...] und Weltanschauung zu einem wesentlichen Teil des Lebens der autochthonen Bevölkerung Estlands“ (S. 216) geworden. Geringe Erfolge christlicher Erziehungsarbeit unter bäuerlichen Schichten seien im ausgehenden Mittelalter europäisch verbreitet und kein estnisches Spezifikum gewesen.

Die Beiträge von Anti Selart und Klaus Militzer sind dem Themenfeld der europäischen Verflechtungen des mittelalterlichen Livlands zuzuordnen und tragen zudem propografischen Charakter. Selart verortet Livland im System der römischen Legationsbezirke in Nordosteuropa und arbeitet die sich wandelnden Interessen der lateinischen Kirche an diesem Legationsgebiet heraus. Insbesondere seine tabellarische Übersicht über 53 von ihm identifizierte Legaten und Nuntii (S. 147–158) wird die geschichtswissenschaftliche Forschung als propografische Grundlagenarbeit bereichern. Militzer untersucht das Studierverhalten der Bischöfe und Domkapitulare der livländischen Bistümer an europäischen Universitäten, wobei er aus dem Personenkreis Kohorten nach Jahrhunderten bildet und die Bedeutung der Rechtswissenschaften als Studienfach betont. Ethnische Letten, Liven oder Esten seien nicht als Domkapitulare nachzuweisen. Der Vf. konstatiert, dass die akademische Profilierung der livländischen Bistumsangehörigen hinter der des westeuropäischen Kirchenpersonals zurückgeblieben sei, das häufiger und früher einen Universitätsbesuch absolviert habe.

Ebenfalls propografisch arbeitet Tiina Kala über die Brüder des 1246 gegründeten Revaler Dominikanerkonvents, der einer der zahlenmäßig kleinsten Konvente des gesamten Ordens war. Er entwickelte sich aber zu einer gemessen an Anzahl und Bildungsniveau der Brüder überdurchschnittlich bedeutsamen Einrichtung. Besonderes Augenmerk bei dem Gang durch die Jahrhunderte legt Kala auf die regionale Herkunft der Konventualen,

unter denen nur im 16. Jh. gebürtige Revaler Bürgerkinder nachzuweisen sind. Die Vf. stellt eine Orientierung des Konvents nach Skandinavien zur Diskussion, die eine verstärkte Distanz zwischen Konvent und Stadt zur Folge gehabt haben mag.

Maja Gąssowska untersucht die Klöster der Zisterzienser, die in Livland allesamt Stiftungen des 13. Jh. waren, wobei die 1257 erfolgte Gründung eines Frauenklosters in Riga der einzige Stiftungsvorgang ist, für den die Gründungsurkunde überliefert ist. Der Schwerpunkt der Untersuchung liegt auf der Ausstattung der Klöster mit Besitzungen und Ländereien, ist insgesamt aber ein sehr knapp gehaltener Überblick über die Zisterzienserklöster durch das gesamte Mittelalter.

Madis Maasing beleuchtet in seiner Untersuchung zu den Reformationsversuchen im Erzbistum Riga einen Aspekt aus der Zeit des Endes des livländischen Mittelalters. Er sieht insbesondere das Domkapitel als treibende Kraft, die eine mögliche frühere Reformation verhindert habe. Abschließend plädiert er für eine gründlichere Erforschung der religiösen Gesinnungen der livländischen Domherren und weiterer politischer Kräfte in der Zeit vor dem Livländischen Krieg.

Auf den Beitrag von Johannes Götz ist gesondert hinzuweisen, da er sich mit seinem Umfang von knapp 70 Druckseiten deutlich von den anderen Aufsätzen abhebt und zudem mit der Überlieferungsgeschichte des Urkundenbestands aus dem Archiv des livländischen Deutschordenszweiges den Fokus von der eigentlichen mittelalterlichen Geschichte hin zur Neuzeitforschung verschiebt. Götz behandelt ein dringendes Desiderat und liefert wichtige Grundlagenforschung zur Geschichte des Deutschen Ordens in Livland. Mit geradezu kriminalistischem Gespür verfolgt er die nicht immer eindeutigen und daher teilweise in ihrer Deutung umstrittenen Spuren des Ordensarchivs nach und auch schon vor der Säkularisierung 1561. Archive sind und waren als Verwaltungs- auch immer Herrschaftsinstrument, und daher war das Archivgut aufgrund der vielen Kriege in den und um die baltischen Ostseeprovinzen sowie die damit verbundenen Herrschaftswchsel von mehreren Verlagerungen betroffen. Nicht immer wurde aber der gesamte Bestand an einen anderen Ort verbracht, sodass Götz heute existierende Teilüberlieferungen des zerstreuten Archivguts in acht unterschiedlichen Archiven, Sammlungen und Bibliotheken nachweisen kann.

Den einzelnen Beiträgen des Sammelbands kann man handwerkliche Qualität und geschichtswissenschaftliche Relevanz bescheinigen, ihre Publikierung ergibt daher Sinn. In der Zusammenschau der Artikel aber leidet der Sammelband etwas an der Disparität der behandelten Aspekte. Eine stärkere konzeptionelle Engführung hätte dem Verlagsprodukt sicherlich gutgetan. Den beiden Aufsätzen von Kala und Gąssowska wäre aufgrund der – ausweislich der Anmerkungen – ebenso breiten wie tiefen Quellenarbeit mehr Raum zur Entwicklung der Argumentation zu wünschen gewesen.

Hamburg

Dennis Hormuth

Márta Font, Gábor Barabás: Coloman, King of Galicia and Duke of Slavonia (1208–1241). Medieval Central Europe and Hungarian Power. (Beyond Medieval Europe.) ARC Humanities Press. Leeds 2019. XVI, 143 S., Ill., Kt. ISBN 978-1-641-89024-3. (€ 99,—.)

Für die hier vorzustellende Biografie haben sich mit Márta Font, emeritierter Professorin an der Universität Pécs und Expertin in der Geschichte der mittelalterlichen Rus, und Gábor Barabás, außerordentlichem Professor an der Universität Pécs und Kenner der mittelalterlichen Beziehungen Ungarns zum Papsttum, zwei Koryphäen der ungarischen Geschichtsforschung zusammengetan, um das Leben und Wirken des ungarischen Prinzen Koloman, Sohn von König Andreas II., einem breiteren Publikum vorzustellen. Es ist dies die erste umfassende englischsprachige Darstellung der Person Kolomans, der aufgrund seiner Erhebung zum ersten König von Galizien und seiner späteren Ernennung zum Herzog von Slawonien zwar in großen Teilen Osteuropas und im Königreich Ungarn herrschte, gerade in der westlichen Forschung bislang aber eher ein Randdasein fristen musste.

Das Werk basiert auf der ungarischen Monografie der beiden Vf.,¹ wurde jedoch für die Übersetzung nochmals überarbeitet und erweitert.

Die Vf. widmen sich Koloman entsprechend ihren Expertisen und den beiden großen Lebensphasen des Protagonisten in zwei Abschnitten. Im ersten Teil beschreibt F. das Interesse des ungarischen Königs Andreas II. am Fürstentum Galizien, die Auseinandersetzungen mit den Herrschern Kleinpolens und der Kiewer Rus rund um die Nachfolge von Roman Mstislavič als Fürst von Galizien-Wolhynien, das Zipser Abkommen („Agreement of Scepus“) sowie die Krönung des noch minderjährigen Koloman zum König von Galizien (1214/15). Auch die weiteren Schwierigkeiten und der letztlich Verlust des Thrones (1221/22) werden thematisiert. F. gelingt es zudem, einige wenige Mitglieder von Kolomans Hof und in Galizien involvierte ungarische Adelige zu identifizieren und besser fassbar zu machen. Deutlich betont sie Kolomans geringes Alter und seine Rolle als bloße Schachfigur in den Händen seines Vaters.

Im zweiten Teil fokussiert sich B. nach einer kurzen Vorstellung von Kolomans Aufenthalt und Wirken in der Zips auf dessen Herrschaft in Slawonien, Kroatien und Dalmatien, wohin er 1226 von Andreas II. an Stelle des älteren, nach Siebenbürgen versetzten Bruders Béla beordert wurde, während der jüngere Bruder Andreas nun Ansprüche auf die Herrschaft in Galizien stellte. Thematisiert werden auch die durch die königlichen Personalrochaden bedingten innerfamiliären Beziehungen und Konflikte, wobei Kolomans dennoch vorhandene Akzeptanz der väterlichen Entscheidung betont wird. B. gibt in der Folge einen guten Einblick in die einzelnen Aspekte von Kolomans Herrschaft in Slawonien und arbeitet nicht nur die innere Verwaltung des Herzogtums heraus, sondern auch das innen- und außenpolitische Agieren des Arpaden. Im Fokus stehen dabei vor allem die Beziehungen zu kirchlichen Institutionen und Würdenträgern wie Bischof Stephan von Zagreb und den Päpsten, wobei der geografische Schwerpunkt von Kolomans Wirken nun auf dem Balkan liegt. Zuletzt beleuchtet der Vf. Kolomans Rolle im Kampf der Ungarn gegen die einfallenden Mongolen sowie dessen Ableben. Abschließend wird in der Zusammenfassung kurz die aktuelle Forschungslage und das Nachwirken des Arpaden in der Geschichtsforschung analysiert.

Ergänzt wird die Monografie durch Tabellen mit den verschiedenen Varianten der Toponyme und Anthroponyme in der Forschung und den Quellen, eine Zeitleiste der wichtigsten Ereignisse in Kolomans Leben sowie durch zahlreiche Abbildungen und – teilweise etwas zu klein geratene und dadurch nur schwer lesbare – Karten. Eine Bibliografie und ein leider unvollständiger Index (so fehlen diverse Orte und Akteure) runden das Werk ab. Größter Kritikpunkt ist jedoch das mangelhafte Lektorat, wodurch das Lesevergnügen aufgrund von immer wieder vorkommenden orthografischen Fehlern, Wortauslassungen oder -verdoppelungen zu einem gewissen Grad beeinträchtigt wird (z. B. S. 35, 55, 59, 66, 81, 83).

Insgesamt bieten die beiden Vf. mit ihrer Biografie einen gelungenen und umfassenden Überblick über das Leben Kolomans. Das besondere Verdienst liegt dabei nicht nur in der von ihnen intendierten Steigerung des Bekanntheitsgrades der Person Kolomans außerhalb Ungarns und der Vorstellung der aktuellen ungarischen Forschungslage (S. IX), sondern in der Synthese des bislang nur in Einzelaspekten behandelten Wirkens des Arpaden unter Heranziehung aller vorhandenen Quellen (narrativer Quellen ebenso wie Urkunden und baugeschichtlicher Erkenntnisse) sowie von polnischen, ukrainischen, slowakischen, kroatischen und bosnischen Forschungsergebnissen, die aufgrund von Sprachbarrieren einem westlichen Publikum bisher verschlossen waren. Die Vf. stellen dabei besonders kontrovers diskutierte Themengebiete explizit in eigenen Abschnitten dar, wägen die verschiedenen, oftmals durch nationale Interessen und eingeschränktes Verständnis für die Gegeben-

¹ MÁRTA FONT, GÁBOR BARABÁS: Kálmán (1208–1241). Halics királya – Szlavónia hercege [Koloman (1208–1241). König von Galizien – Herzog von Slawonien], Budapest – Pécs 2017, mit englischsprachiger Zusammenfassung.

heiten im ungarischen Königreich beeinflussten Thesen (S. 129) gegeneinander ab und beziehen dankenswerterweise auch selbst Position (so z. B. im Fall von Kolomans Krönungsdatum und Titulatur, der Identifizierung bestimmter Personen oder der Schwierigkeiten rund um den Begriff „Slawonien“). F. und B. gelingt dadurch eine wertvolle Ergänzung zu den bereits vorhandenen Publikationen über diverse Mitglieder der ungarischen Herrscherfamilie und das ungarische Mittelalter, wobei sie Koloman gekonnt in die zeitgenössischen Ereignisse im Königreich Ungarn und in Europa einbetten und ihn einerseits als Spielball der väterlichen Politik, andererseits als eigenständigen Akteur und Politiker identifizieren.

Wien

Sonja Lessacher

A Companion to the Hussites. Hrsg. von Michael Van Dussen und Pavel Soukup. (Brill' Companions to the Christian Tradition, Bd. 90.) Brill. Leiden – Boston 2020. XI, 453 S. ISBN 978-90-04-39786-6. (€ 199,-.)

Zwar mangelt es in der heutigen englischsprachigen Forschung nicht an Interesse für Jan Hus sowie die hussitische Bewegung (vgl. z. B. einige Monografien von Thomas A. Fudge¹), jedoch verdienen es die Hrsg. des vorliegenden Handbuchs dennoch, gewürdigt zu werden. Ihr Ziel besteht u. a. darin, die hussitische Bewegung im Kontext der philosophischen, theologischen und religiösen Entwicklung jener Zeit im Abendland zu verdeutlichen und dabei zwei radikale Standpunkte zu vermeiden, denen zufolge der Hussitismus entweder als typisches oder umgekehrt als ganz und gar einzigartiges Phänomen im Spätmittelalter bzw. im vorreformatorischen Zeitalter anzusehen sei (S. 14).

Die internationale Dimension spiegelt sich auch im Kreis der Beiträger*innen wider, der nicht nur aus tschechischen, sondern auch amerikanischen, kanadischen und französischen Forscher*innen gebildet wird. Die durchdachte und ausgewogene Zusammensetzung des Autorenkollektivs ist auch in einer weiteren Hinsicht sinnvoll: Die thematischen Kapitel entsprechen meistens einem langfristigen Forschungsvorhaben der Autorin bzw. des Autors.

Dem behandelten Sachverhalt entspricht der sachliche und chronologische Aufbau des Sammelbandes. In fünf Abschnitten wird das Phänomen „Hussitismus“ ab den vorhussitischen Reformbestrebungen im 14. Jh. (Olivier Marin) bis zum Beginn der Reformations-epoche im 16. Jh. (Phillip Haberkern) behandelt. Allerdings geben die Hrsg. Michael Van Dussen und Pavel Soukup selbst zu, dass sie vor allem religiöse Aspekte in den Vordergrund stellen wollen, während die gesellschaftlichen und politischen Zusammenhänge nur beiläufig Erwähnungen finden. Dementsprechend erhält man ausführliche Kenntnis von den hussitischen (daneben auch von manchen katholischen) Theologen aller Richtungen (Petra Mutlová, Jindřich Marek), den grundlegenden theologischen Thesen (Dušan Coufal) einschließlich des apokalyptischen Denkens (Pavla Cernáková), der Rezeption der Philosophie und Theologie John Wyclifs in Böhmen (Stephan E. Lahey), der Verwaltung der utraquistischen Kirche (Blanka Zilynská), der Bedeutung der tschechischen Volkssprache in der homiletischen und theologischen Literatur (Pavla Rychterová), den Innovationen in der Liturgie und den Religionspraktiken (David R. Holton, Pavel Kolář, Eliška Baťová) sowie den Anfängen der Böhmi-

¹ THOMAS A. FUDGE: Jan Hus. Religious Reform and Social Revolution in Bohemia, London 2017; DERS.: Jerome of Prague and the Foundations of the Hussite Movement, New York 2016; DERS.: The Memory and Motivation of Jan Hus, Medieval Priest and Martyr, Turnhout 2013; DERS.: The Trial of Jan Hus. Medieval Heresy and Criminal Procedure, Oxford 2013.

schen Brüder (Ota H a l a m a). Nur auf die Gestalt des Jan Hus wird nicht näher eingegangen, weil ihm schon ein früherer Band dieser Reihe gewidmet worden ist.²

Die starke Fokussierung mehrerer Beiträge auf die Ideengeschichte (vor allem in theologischer und philosophischer Hinsicht) führt dazu, dass manche Personen oder Tatsachen wiederholt, hingegen andere, die für das Verständnis des Hussitismus ebenfalls von großer Bedeutung wären, gar nicht oder nur am Rande erwähnt werden. Der bedeutendste hussitische Hauptmann Jan Žižka kommt nur in dem Kapitel über die besonders radikalen Gruppen vor, wo seine Rolle bei der gewaltsamen Unterdrückung der sog. „Adamiten“ hervorgehoben wird (S. 208–210). An anderer Stelle wird man sehr ausführlich und unter vielerlei Gesichtspunkten über den ideologischen Hintergrund des Hussitismus, z. B. über die Auslegung der Offenbarung durch Jakobellus von Mies und Nikolaus Biskupec, informiert, aber kaum über die Verwirklichung der jeweiligen Ideen durch die „Gotteskämpfer“.

Dieses auf religiöse Aspekte fokussierte Handbuch bietet zwar einen tieferen Einblick insbesondere in solche Zusammenhänge, die gerade für englischsprachige Forscher*innen sonst nicht zugänglich wären, einige umstrittene Fragen werden jedoch nicht immer in der erforderlichen Klarheit beantwortet. Als Beispiel kann dafür eine kontroverse Theorie zur Kontinuität der Reformideen dienen. Während Marin es für eine Vereinfachung hält, dass der von Jakobellus von Mies in die Liturgie eingeführte Laienkelch unmittelbar an die Idee der häufigen Kommunion, die Mathias von Janov unter anderen am Ende des 14. Jh. propagiert habe, angeknüpft habe (S. 20), betrachten Holeton, Kolář und Bařová diese Behauptung als glaubwürdig (S. 332 f.). Ohne einen Verweis auf die jeweils andere Aussage kann ein Leser irreführt werden.

Die kulturgeschichtlichen Aspekte treten im Kapitel über die tschechische Volkssprache in der religiösen Literatur stärker in den Vordergrund, wo ihre unersetzliche Bedeutung für die Laienfrömmigkeit betont wird. Dasselbe gilt für den Abschnitt über die Religionspraxis des gemäßigten Utraquismus sowie der radikalen Tabor-Kommune in zeitgenössischen Zusammenhängen. Kunsthistorische Aspekte wurden hier absichtlich weggelassen, weil sie in einem anderen Sammelband behandelt werden.³ Eine breitere historische Perspektive nehmen hingegen zwei Kapitel über die Anfänge der Böhmisches Brüder (1458–1496) bzw. die Wechselbeziehungen zwischen der böhmischen Reformation und den Protestanten im frühneuzeitlichen Europa ein. In beiden Beiträgen werden die politische, gesellschaftliche und ethnische Dimension der jeweiligen religiösen Bewegung mitberücksichtigt.

Das Handbuch ist als sehr wertvoll und nutzbringend einzuschätzen, insbesondere (aber nicht ausschließlich) für die englischsprachige Forschung. Es vermittelt den aktuellen Forschungsstand über das Phänomen „Hussitismus“ hinsichtlich einer Vielfalt von Aspekten, wenn auch mit Schwerpunkten auf der Ideengeschichte und Religion. Jedes Kapitel ist überdies mit einem aktuellen Quellen- und Literaturverzeichnis versehen, wobei nicht nur Quelleneditionen, sondern auch die handschriftliche Überlieferung angeführt werden. Kurz gesagt: Das Buch stellt ein *Must-have* für jede Forscherin und jeden Forscher des Hussitismus dar.

Brno

Přemysl Bar

² FRANTIŠEK ŠMAHEL, OTA PAVLÍČEK (Hrsg.): *A Companion to Jan Hus*, Leiden – Boston 2015.

³ KATEŘINA HORNÍČKOVÁ, MICHAL ŠRONĚK (Hrsg.): *From Hus to Luther. Visual Culture in the Bohemian Reformation (1380–1620)*, Turnhout 2016.

Krisztina Arany: Florentine Families in Hungary in the First Half of the Fifteenth Century. A Prosopographic Study of Their Economic and Social Strategies. Solivagus-Verlag. Kiel 2020. IV, 393 S., graph. Darst., Kt. ISBN 978-3-943025-45-3. (€ 58,-)

Until about a decade ago, we had hardly more than fragmented data at our disposal on Florentine merchants in the Kingdom of Hungary during the early Renaissance period. This was probably due to the nature of Florentine sources, located in many different archival units which do not always allow us a chronological interpretation but rather they require a focus on patterns and trends.

As the analytical framework of her study, Krisztina Arany chooses a classical prosopography, supplemented by an introductory study. Such a method can be an efficient way to present large amounts of data, on the condition that it is the fruit of systematic and thorough research. From this point of view, the 1427 Florentine tax records, the Catasto, which was A.'s primary source of analysis, no matter how overstudied it seems to be, provides an excellent data set. Besides that, all the corresponding Hungarian documentation up to 1426 is published and, even beyond that, sources are properly catalogued and accompanied by summaries. The book with which we are dealing is mainly concerned with social and economic strategies of single Florentine families working in Hungary. It is unfortunate, however, that in Florentine tax records, marriage ties are rarely mentioned, and company records were typically reduced to lists of debtors and creditors.

The monograph is divided into seven chapters, each with its own subdivisions, some of them more detailed than others. In her introduction, A. familiarizes the reader with the research questions and sets the general framework of her study within the areas of economic history and long-distance trade. In the second chapter, the author seeks to examine the existing literature on the given topic, however, without references to the most recent relevant works, which have been published since the defense of her thesis. The third chapter is more detailed, discussing Florentines' business activities in Hungary. Because of the randomness of the data, her division of Florentines according to whether they were operating in the short or the long term in Hungary seems to be rather challenging. The fourth chapter is compelling because of its originality as it presents a comparison between Florentine and South German merchants. The question of competition versus cooperation between the two groups is intriguing, very much relevant, and invites the reader to learn more about the subject. In the fifth chapter, the author continues to develop her account of the strategies Florentine businessmen adopted in Hungary, bringing as an example a not-yet-analyzed case of integration into the local nobility. In chapter six, reading A.'s thorough examination of Hungarian households in the Catasto, which compares them to their German counterparts shows that migration between the Republic of Florence and the Kingdom of Hungary was a two-way process. In fact, the two groups appear to have coexisted in other Italian cities as well.

Given the homogeneous data set, some of A.'s conclusions might be perceived as overreaching. This includes her remarks on the lack of bills of exchange which, in her opinion, was linked to the underdevelopment of the region. At the same time, she also mentions, that the Melanesi of Buda offered banking services. Since Florentines had no obligation to report in their tax return any movable or immovable properties located outside Florence, her claim that those involved in royal administration did not possess large amounts of capital cannot be confirmed. However, as she rightfully points out, the role of the Venetian market as a banking intermediary for the region is without question. She concludes that, based on the evidence of the three partnerships found in the 1427 Catasto, Buda, compared to other market towns of Central Europe, was home to a sizable Florentine community. The relationship between Florentine and South German merchants is well-exemplified by those working in long-distance trade and her comparative analysis of the two communities offers a new path for research. The impact that the South Germans had on the local economy has been widely studied, therefore the data could successfully be applied to predict any group specific behavior and patterns in Florentine society.

The analysis comes to a close with an appendix containing the database which, on the one hand, renders an invaluable service to scholars dealing with the subject but, on the other hand, would have greatly benefited from a clear organizing principle to prevent the author from squeezing random data into it. Not all the references come from primary sources, and the author also included some Florentines who are not proven to have traded in the Kingdom of Hungary, as well as some businessmen who came from elsewhere. However, the tables on various Florentine office holders in Hungary are convenient as are the maps located on the cover showing the medieval Kingdom of Hungary.

As mentioned above, the book unfortunately lacks an up-to-date bibliography and consequently also the prosopography database could have been considerably enlarged. Since the defense of A.'s thesis, there have been new contributions to the field, especially concerning the administrative-jurisdictional organization of Italian merchants in Buda. Another topic that might require further consideration is Florentines' involvement in transferring revenues to the Apostolic Chamber, which is a key element in understanding the functioning of Florentine banking networks in Hungary.

More recently, scholars like Tamás Fedeles and Maxim Mordovin have published stimulating contributions on collecting ecclesiastical taxes, and on archeological findings as testimony to the textile trade in Hungary. Yet, it is important to note that case studies like A.'s analysis of the three Florentine partnerships, which comprises the core of her book, provide an excellent basis for painting a larger picture of Italian-Hungarian commercial networks in the early Renaissance period.

Firenze

Katalin Prajda

Mit letzter Pracht. Grabdenkmale in Mecklenburg und Pommern. Hrsg. von Kilian Heck und Antje Kempe. Lukas-Verlag, Berlin 2020. 199 S., 85 Ill. ISBN 978-3-86732-320-8. (€ 30,-)

Der Aufsatzband möchte anhand ausgewählter Beispiele in die frühneuzeitlichen Grabmallandschaften Mecklenburgs und Pommerns einführen. Dahinter steht die Beobachtung, dass Grabmale und Epitaphien als visualisierte Formen liturgischer Memoria und säkularer Erinnerungskultur „komplexe Knotenpunkte“ geschichtswissenschaftlicher sowie kunst- und religionshistorischer Fragestellungen sind, die Auskunft darüber geben, wie sich Geschichte und ihre Akteure artikulieren und von der Nachwelt wahrgenommen werden sollen (S. 7). Sie sind als besondere Kommunikationsmittel, als „Kommunikabilien“ aufzufassen, um den von Mark Hengerer 2001 ganz passend kreierten Neologismus aufzugreifen¹. Typologien, Materialien, Künstler und familiär-dynastische Verbindungen geben dabei Hinweise auf regionale Sepulkralandschaften. In diesem Sinn soll es in den sieben Beiträgen deutscher, polnischer und niederländischer Experten zum Thema darum gehen, regionale Phänomene herauszuarbeiten.

Auf die Einleitung der Hrsg., in der sie die Zielsetzung des Bandes prägnant formulieren und den Inhalt der einzelnen Beiträge kurz vorstellen, folgt ein Aufsatz Ralf-Gunnar Werlichs über die frühneuzeitlichen Grabdenkmäler der pommerschen Greifendynastie in Pommern und Mecklenburg. Ausführlich und zugleich kompetent geht der Vf. darin auf die überschaubare Zahl an Grabdenkmälern ein, wobei er sich zunächst denjenigen in Pommern – der Reihe nach in Stettin, Wolgast, Barth und Kenz sowie Rügenwalde und Stolp (die beiden letzteren im heutigen Polen) – zuwendet, um daran anschließend die in Mecklenburg – Wismar und Güstrow – befindlichen Greifendenkmale zu besprechen. Die Grabdenkmale befanden sich „durchaus auf der Höhe zeitgemäßer sepulkraler fürstlicher Repräsentation“, wie Werlich zusammenfasst (S. 55). Man fragt sich freilich, warum dies

¹ MARK HENGERER: Raum als Medium. Adelsgesellschaft, Hof und adelige Bestattung in der Frühen Neuzeit, in: Mitteilungen der Residenzen-Kommission der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen 11 (2001), 1, S. 54–59, hier S. 56 f.

auch nicht der Fall gewesen sein sollte. Denn spätestens seit der zweiten Hälfte des 15. Jh. war der pommersche Herzogshof integraler Bestandteil der fürstlich-höfischen Kultur im Reich und in Europa mit Konsequenzen selbstverständlich auch für die Sepulkralkultur.² Genauso handbuchartig liest sich der folgende Beitrag Michael Lissoks zu ausgewählten Grabdenkmälern und Epitaphen des pommerschen Adels aus der Epoche der Renaissance, die nach typologischen und ikonografischen Kriterien vorgestellt werden. Ein besonderes Augenmerk richtet der Autor dabei auf „Kontinuitäten und Zäsuren zwischen der Memorialkultur des ausgehenden ‚katholischen‘ Mittelalters und der ‚protestantischen‘ Frühen Neuzeit“ (S. 66). Wie Lissok bemerkt, ging im Lauf der Zeit eine große Zahl an Denkmälern verloren. Ein Vergleich adeliger Figurengrabplatten lege nahe, dass von den Begräbnis- und Erinnerungsmalen des pommerschen Herzogshauses eine erhebliche Vorbildfunktion ausging und dass zum Kanon der Adelskonventionen eine repräsentative Form des Grab- und Gedächtnismals gehörte. Cynthia Osiecki untersucht im Anschluss daran in englischer Sprache am konkreten Beispiel von Robert Coppens' Grabmonument für Christoph von Mecklenburg und seine Frau Elisabeth von Schweden die Einflüsse der niederländischen Grabkultur am mecklenburgischen Hof. Christoph und seiner Gemahlin war die niederländische Kunst aus dem skandinavischen und vor allem Güstrower Umfeld vertraut, weswegen Elisabeth wohl auch Coppens damit beauftragte, ein Philipp Brandins Arbeiten ähnliches Grabdenkmal zu erschaffen.

„Die Witwe und ihr Monument“ lautet die Überschrift zum vergleichsweise kurzen Beitrag Kilian Hecks über das Grabmal der Herzogin Sophie zu Mecklenburg und ihrer Tochter Anna Sophie in der Lübzer Kirche. Das imposante Grabmonument, das die als Priants gestalteten Figuren der beiden Frauen zeigt, steht Heck zufolge in einer Reihe von Grabmonumenten mit Figurenprogrammen der herzoglichen Familie und repräsentiert zugleich den Anspruch der fürstlichen Witwe Sophie auf eine eigene Hofhaltung. Um die Formensprache und Urheberchaft der niederadeligen Grabdenkmäler in Basedow, Semlow und Vilmitz geht es nächstfolgend in den Ausführungen Torsten Veits. Er versteht seine kleine Studie als Beitrag zur kritischen Auseinandersetzung mit dem reichen frühneuzeitlichen Kulturerbe in Mecklenburg und Pommern und führt vor Augen, dass die ausgewählten Grabdenkmale in Konzeption und Arrangement „ganz gezielt einem weit verbreiteten Kanon der Region“ folgen (S. 146). Zugleich möchte er eine Urheberdiskussion anstoßen, da so die Verknüpfungen der Werkstätten untereinander deutlicher hervortreten würden. Die Gruft der Herzöge von Mecklenburg-Strelitz in Mirow ist unter dem Leitmotiv „Bestatten mit Tradition“ Gegenstand des Beitrags von Regina Ströbl. Die Gesamtanlage wirke im Vergleich mit anderen Herzogsgrüften „eher bescheiden“, wie Ströbl festhält (S. 170). Auffällig sei die seit mehr als 100 Jahren beibehaltene Tradition einer bestimmten Ausgestaltung der Sargform. Der Grabausstattung Herzog Franz' I. von Pommern als Teil der Bestattungszeremonien am Stettiner Hof zu Beginn des 17. Jh. widmet sich abschließend Monika Frankowska-Makala. Die erstaunlich gut und vollständig erhaltenen Grabbeigaben stimmen mit der schriftlichen und bildlichen Überlieferung überein und sind, wie die Vf. einleuchtend darlegt, als Zeichen des Reichtums und des hohen gesellschaftlichen Status des Herzogs und seines Hauses zu begreifen.

Jeder Beitrag ist mit einer Literaturliste versehen. Ein Orts- und ein Personenregister sind als Anhang angefügt. Ein umfassender, katalogartiger Überblick und systematischer Vergleich der in der Region überlieferten frühneuzeitlichen Funeralkultur wurde ausdrücklich nicht angestrebt, sodass die eindrucksvollen Grabdenkmäler in den zahlreichen Hansestädten leider unberücksichtigt blieben (S. 9). Unabhängig von diesem – verständlichen – Defizit ist den Beteiligten eine lobenswert dichte und auf rezenten Forschungen beruhende Behandlung des Themas gelungen, die obendrein durch viele, zumeist farbige

² OLIVER AUGÉ: Handlungsspielräume fürstlicher Politik im Mittelalter. Der südliche Ostseeraum von der Mitte des 12. Jahrhunderts bis in die frühe Reformationszeit, Ostfildern 2009, S. 301–345.

Abbildungen qualitativ hochwertig illustriert ist. Gegenüber dem Inhalt fällt der Band in redaktioneller Hinsicht an Qualität leider deutlich ab. Schon in der Einleitung fallen zahlreiche sprachliche Fehler ins Auge. Die Literatur ist unvollständig und uneinheitlich zitiert; im Fall des letzten Aufsatzes heißt es am Ende „Bibliographie“ statt wie sonst „Literatur“; im Personenregister erscheint Anna von Pommern vor (!) Anna von Polen (S. 194) usw. Diese misslichen Fehler schmälern in ihrem Quantum den sonst durchweg positiven Gesamteindruck, was angesichts der Relevanz der Thematik doch schade ist. Die eindrucksvolle frühneuzeitliche Sepulkralkultur Mecklenburgs und Pommerns hat auch einen in jedweder Hinsicht ordentlich gearbeiteten Sammelband verdient!

Kiel

Oliver Auge

Maciej Ptaszyński: Reformacja w Polsce a dziedzictwo Erazma z Rotterdamu. [Die Reformation in Polen und das Erbe des Erasmus von Rotterdam.] Wydawnictwo Uniwersytetu Warszawskiego. Warszawa 2018. 746 S. ISBN 978-83-235-3544-7. (PLN 59,–.)

Im Umfeld des großen Reformationsjubiläums 2017 entstand eine Vielzahl von Publikationen, die sich der Reformation, ihren Voraussetzungen und ihren Folgen widmen. In den meisten Fällen handelt es sich entweder um Versuche, das Geschehen neu zusammenzufassen und gegebenenfalls einige veränderte Akzente zu setzen, oder um Detailstudien mit eng begrenzten Fragestellungen oder Untersuchungsgegenständen. Die vorliegende, im Rahmen einer Habilitation an der Universität Warschau entstandene Arbeit zeichnet sich dadurch aus, dass ihrem Vf. Maciej Ptaszyński beides zugleich gelingt.

Konkret fragt P. nach dem Einfluss, den Überlegungen und Argumente von Erasmus von Rotterdam, vermittelt durch Bewunderer und Schüler, auf den Verlauf der Reformation im Königreich Polen hatten. Unter „Reformation“ wird dabei die Entwicklung vom Eintreffen der ersten Nachrichten über das Auftreten Martin Luthers 1518 bis zur vollständigen Ausbildung konfessionell klar abgegrenzter Kirchenorganisationen verstanden. Letztere Entwicklung hält P. mit guten Gründen im Jahr 1566 für weitgehend abgeschlossen, als sich die kleinpolnische protestantische Kirche endgültig in eine orthodox-calvinistische (reformierte) und eine unitarische (auch Antitrinitarier, Sozinianer oder Polnische Brüder genannt) aufgespalten hatte. Im Zentrum von P.s Studie stehen die Auseinandersetzungen am Königshof und im Sejm sowie im Episkopat und später im Klerus der neu entstehenden klein- und großpolnischen protestantischen Kirchen. Die Entwicklungen in den mit dem Königreich Polen vor 1569 im Wesentlichen nur in Personalunion verbundenen Gebieten von Preußen und Litauen werden in die Untersuchung dort einbezogen, wo sie für das Geschehen im Königreich relevant scheinen.

Die Arbeit beginnt mit einer Beschreibung der nach Polen reichenden Netzwerke um Erasmus und um die Wittenberger Reformatoren. Dabei wird besonders auf die Haltung von Erasmus und der ihm Nahestehenden zur beginnenden Reformation eingegangen – auf ihr Verständnis für das Anliegen einer grundlegenden Kirchenreform, ohne den Bruch mit der alten Kirche mitvollziehen zu wollen. Die angesichts der wachsenden konfessionellen Polarisierung zunehmend schwieriger werdenden Bemühungen polnischer Akteure um einen solchen „mittleren Weg“ bilden dann das Leitnarrativ der folgenden Kapitel.

Dabei schildert der Autor zunächst die Reaktionen der am polnischen Königshof in den 1520er Jahren einflussreichen Erasmianer auf die erste, die Städte vor allem Preußens, teilweise aber auch Groß- und Kleinpolens erfassende reformatorische Welle sowie auf die Reformation und anschließende Huldigung des Hochmeisters und späteren preußischen Herzogs Albrecht. Die Anhänger von Erasmus hätten zwar die gesetzliche Bekämpfung der Ansätze einer Reformation von unten gebilligt, doch sei dies einhergegangen mit dem Plädoyer für eine milde Durchsetzung dieser Gesetzgebung und mit dem Eintreten für einen pragmatischen Umgang mit den wichtigen, zum neuen Glauben übergetretenen politischen Akteuren in Preußen und im Reich. Die Ansätze städtischer Reformation und die Ursprünge der lutherischen, von Anfang an stark deutschsprachigen Gemeinschaften

im polnischen Preußen und in Großpolen werden dabei nur im Kontext der eher gesamt-polnischen und europäischen Fragestellungen des Buches behandelt. Dennoch erweitert und präzisiert der Autor an vielen Stellen den Wissenstand zu diesen Entwicklungen, denen er mehr Raum einräumt als ein Großteil der neueren Arbeiten zur polnischen Reformation, die sich meist auf den Adel und die Entwicklungen in der zweiten Hälfte des 16. Jh. konzentrieren.¹

In den folgenden Kapiteln erörtert P. die in den 1540er Jahren einsetzende Verbindung von politischen Forderungen eines Teils des Adels mit Forderungen nach einer Kirchenreform, was zu einem Aufschwung der Publizistik, intensiven Debatten auf den Reichstagen und schließlich zur vorläufigen Aussetzung der gegen die Reformation gerichteten Gesetze und der kirchlichen Rechtsprechung 1555 führte. Durch die intensive Auswertung der verstreuten und inkonsistenten Überlieferung gelingt es dabei, neues Licht auf den Ablauf der politischen Entscheidungsprozesse zu werfen und diese detailliert nachzuzeichnen. Hinsichtlich seiner leitenden Fragestellung konstatiert der Autor die zunehmende Auflösung des von Erasmus geprägten mittleren Lagers, dessen ältere Vertreter bereits verstorben waren, während die jüngeren in den Sog entweder der reformatorischen oder der eine katholische Reform anstrebenden Gruppierungen gerieten.

In den abschließenden Kapiteln wird die Ausbildung von Bekenntniskirchen geschildert, die für einen gemäßigten Reformkurs in Anlehnung an Erasmus keinen Raum mehr ließ und dessen Anhänger stattdessen zu Vermittlungsbemühungen zwischen den divergierenden Strömungen innerhalb der einzelnen konfessionellen Lager zwang. In der Zusammenfassung wird schließlich zumindest noch kurz angerissen, dass der dann 1572 in der Warschauer Konföderation eingeschlagene Weg eines Rückzugs auf politisch-rechtliche Fragen unter Ausklammerung der religiösen Streitigkeiten zwar als ein Aufgreifen auch von Argumentationslinien in Erasmus' Werk verstanden werden kann, aber nicht mehr von den im Zentrum dieses Buches stehenden Bemühungen um eine *via media*.

In engerem Sinne lässt sich P.s Arbeit als Einordnung der Werke wichtiger polnischer Humanisten, vor allem von Andrzej Frycz Modrzewski, in den zeitgenössischen europäischen politisch-theologischen Kontext lesen. Diese Kontextanalyse im Sinne der von der Cambridge School entworfenen Neuen Ideengeschichte führt – und dies macht das Besondere dieses Buches aus – nicht nur zu neuen Einsichten in, sondern auch zu einem klar strukturierten und dennoch in vielerlei Hinsicht äußerst detaillierten Überblick über das polnische Reformationsgeschehen. Der Zugang zum Thema über die einen Mittelweg suchenden Erasmianer ermöglicht es dabei ganz im Sinne der neueren Forschung, die Entstehung der protestantischen Kirchen und das Einsetzen der katholischen Reform zu parallelisieren und in ähnlichem Umfang zu berücksichtigen. Das Reformationsgeschehen in

¹ Zu dieser Problematik vgl. NATALIA NOWAKOWSKA: Forgetting Lutheranism. Historians and the Early Reformation in Poland (1517–1548), in: Church History and Religious Culture 92 (2012), 2/3, S. 281–303. Von der Autorin liegt mittlerweile auch eine Studie zur Frühzeit der Reformation in der Krone Polens vor, vgl. DIES.: King Sigismund of Poland and Martin Luther. The Reformation before Confessionalization, Oxford 2018. P. setzt hinsichtlich der systematischen Quellenauswertung zur frühen Reformationsphase (aber natürlich nicht hinsichtlich der deutsch-nationalen und protestantisch-konfessionellen Interpretation) in gewisser Hinsicht die Studien Theodor Wotschkes fort: THEODOR WOTSCHKE: Geschichte der Reformation in Polen, Leipzig 1911. Die jetzt schon klassisch zu nennende deutschsprachige Studie aus der Nachkriegszeit von GOTTFRIED SCHRAMM: Der polnische Adel und die Reformation 1548–1607, Wiesbaden 1965, fokussiert ganz auf den Adel und die zweite Hälfte des Jahrhunderts. Zu Litauen unter ausführlicher Einbeziehung der Frühphase der Reformation vgl. INGE LUKAŠAITĖ: Die Reformation im Großfürstentum Litauen und in Preußisch-Litauen (1520er Jahre bis zum Beginn des 17. Jahrhunderts), Leipzig 2017 (litauisches Original 1999).

Polen wird zugleich in vielerlei Hinsicht auch als Transfer- und Kommunikationsgeschichte zwischen dem Reich und den Ländern der polnischen Könige sowie zwischen deutsch- und polnischsprachigem Raum geschildert, ohne dass ahistorisch auf nationale Kategorien zurückgegriffen würde. Die Arbeit zeichnet sich außerdem durch einen äußerst genauen quellenkundlichen und bibliografischen Apparat aus, der dem Werk aus Sicht des Rezensenten zumindest stellenweise Handbuch-Charakter verleiht.

Die außerordentliche Bedeutung des Buches wird nicht zuletzt dadurch unterstrichen, dass es 2019 mit dem Preis des polnischen Ministers für Forschung und Hochschulen für das beste akademische Buch ausgezeichnet wurde. Es bleibt zu hoffen, dass eine Übersetzung ins Deutsche oder Englische die Rezeption dieser wichtigen Studie durch die deutsche und europäische Reformationsforschung erleichtern wird.

Berlin

Karsten Holste

Bukowina-Deutsche. Erfindungen, Erfahrungen und Erzählungen einer (imaginierten) Gemeinschaft seit 1775. Hrsg. von Maren Röger und Alexander Weidle. (Danubiana Carpathica, Bd. 10 [57].) De Gruyter Oldenbourg. Berlin – Boston 2020. 318 S., Ill. ISBN 978-3-11-060338-5. (€ 69,-.)

Thema des vorliegenden Bandes der Reihe *Danubiana Carpathica* sind die Erfindungen, Erfahrungen und Erzählungen einer (imaginierten) bukowinadeutschen Gemeinschaft seit 1775. Den Hrsg. Maren Röger und Alexander Weidle geht es um den jeweiligen zeitlichen Rahmen der Gruppenbildung und die daran beteiligten Akteure der Vergemeinschaftung wie Vereine, Massenmedien oder auch Selbsterzählungen der Gruppe (S. 13), die zu einer nationalen bzw. nationalistischen Selbstidentifikation allerdings erst unter dem zunehmenden Rumänisierungsdruck nach 1918 bzw. der Erfahrung der Aussiedlung und Vertreibung zu einem spezifischen Eigenbild führte. Im Fokus steht somit das Wechselspiel zwischen dem „Konstruktionscharakter der Gruppe“ und der retrospektiven „Sinnstiftung in Form von Erzählungen“ (S. 8).

Mit der aktuellen *Danubiana Carpathica*, die mit dieser Ausgabe in einen neuen institutionellen Rahmen gestellt wird, ist zugleich eine Art von Selbsthistorisierung des Augsburger Bukowina-Instituts intendiert (S. 19), das inzwischen – längst überfällig – in die Universität integriert und damit dem vertreibungspolitischen Kontext entzogen ist. Dabei geht man in der vorliegenden Publikation von der These aus, dass die Bukowina auf den sogenannten *mental maps* in geringerem Maße verankert sei als andere Vertreibungsregionen (S. 20). Allerdings gilt dies nicht – dies sei einschränkend vermerkt – für die Literaturwissenschaften, da aus deren Perspektive wahrscheinlich außer Prag kein zweiter Ort eine derartig hohe Aufmerksamkeit als literarisches Zentrum im „Vertreibungsgebiet“ erzielen konnte wie Czernowitz.

Neben einem gewohnt fundierten Überblick von Mariana Hausleitner zur Geschichte der Deutschen in der Bukowina setzt sich Röger mit den ethnopolitischen Unternehmern auseinander, also den Personen, die ein Interesse und vor allem die institutionellen Möglichkeiten besaßen, an der Formung bzw. Konstruktion einer Gruppe mitzuwirken. Hierbei wird vor allem der Verein der christlichen Deutschen in der Bukowina in den Blick genommen, dessen Gründung 1897 eine deutliche Limitierung der Vergemeinschaftung auf eine bestimmte Gruppe signalisierte. Dabei handelte es sich um ein Elitenprojekt, ausgeführt von einer kleinen Gruppe, die allerdings bestrebt war, ihre Vorstellungen von Vergemeinschaftung auf der Grundlage von Sprache und Religion in breite Volksschichten zu diffundieren. Diese Rolle gerade bei der Landbevölkerung übernahm der *Deutsche Kalender für die Bukowina*, über den zunehmend nationale Inhalte vermittelt wurden. Ferner nennt die Vf. den 1913 begründeten *Volksfreund* als „unabhängige Zeitung für das christliche Volk der Bukowina“ sowie die 1907 gegründete *Wahrheit*, die eine Radikalisierung im medialen Diskurs markiere (S. 43). Wichtige Grundlage für die Vergemeinschaftung der Gruppe der Deutschen in der Bukowina bildeten dann die pseudowissenschaft-

lichen Kartierungen der Auslands- oder Grenzlanddeutschen, womit eine Einordnung in die „deutsche Kultur- und Sprachgemeinschaft“ intendiert war (S. 31). Deutlich werden diese Prozesse eines „ethnopolitischen engineerings“ (S. 40) in der allmählichen Verschiebung der Selbstbezeichnung zu „buchenländischen Deutschen“ (S. 52) bzw. zu „Buchenlanddeutschen“ (S. 53), wobei letztere, wie die Vf. herausstellt, erst durch die kollektive Erfahrung der Aussiedlung 1940 und dann der Verortung in den Kreisen der Vertriebenen nach 1945 als distinkte Gruppe entstand, die nun tatsächlich eine Erfahrungsgemeinschaft war. Es gelingt der Vf. schlüssig und fundiert, diesen Prozess einer Gruppenkonstruktion, ausgehend von elitären Kreisen, im diachronen Verlauf zu rekonstruieren.

Hier knüpft thematisch Petro Rychlo an, der sich in einer Fallstudie mit einem zentralen Erinnerungs- und Symbolort, dem Deutschen Haus in Czernowitz, befasst. Das, was Röger anhand der Gruppe der Bukowina-Deutschen zeigen konnte, schildert Rychlo anhand eines Gebäudes – die Transformation von einem auch für andere nationale Gruppen offenen deutschen Vereinshaus zu einer zunehmend nationalen und nationalistischen Institution, die in sowjetischer Zeit, wie andere Nationalhäuser in Czernowitz auch, als „Bruststätten bürgerlicher Nationalismen“ (S. 65) geschlossen wurden, um dann eine Art Wiederauferstehung in postkommunistischer Zeit zu erleben. Heute existieren in Czernowitz wieder ein ukrainisches, ein deutsches, ein jüdisches, ein polnisches und ein rumänisches Haus.

Eine weitere Kulturtechnik, mit der ethnische oder nationale Gruppen erst sichtbar gemacht werden, ist zweifellos die Statistik, mit der sich Philipp Kröger befasst. Grundlage der Untersuchung sind die erste staatliche Volkszählung Rumäniens 1930 sowie zwei Selbstzählungen, die zwischen 1930 und 1933 der Deutsche Volksrat und 1937 der Deutsche Kulturverein organisierten. Diese Selbstzählungen, die auch von anderen auslandsdeutschen Organisationen vorgenommen wurden, dienten letztlich der Bewusstseinsentwicklung und damit der Identitätspolitik. Der Vf. verweist zurecht auf die Rolle von Selbstzählungen im Hinblick auf das *Handwörterbuch des Grenz- und Auslandsdeutschtums* (S. 73). Im Hinblick auf die weitere Entwicklung der Deutschen in der Bukowina diente das ethnografische Datenmaterial als zentrales Argument für die Politik der Umsiedlung, die dann im Rahmen des Hitler-Stalin-Pakts umgesetzt wurde. Die Bevölkerungsdaten machten somit nicht nur die Gruppe sichtbar, wie der Vf. bemerkt, sondern transformierten diese auch in eine verfügbare und verschiebbare Masse.

Mit zwei zentralen „Bevölkerungsingenieuren“ setzen sich die Beiträge von Susanne Sorgenfrei („Rudolf Wagner 1934–1954: Zwischen nationalsozialistischer Ideologie und Vertriebenenpolitik“) und Christina Eiden („Technokrat der ‚Bukowina‘-Deutschen – Herbert Mayer“) auseinander. Ferner befasst sich Johann Wellner im einzigen sprachwissenschaftlichen Beitrag mit drei unterschiedlichen dialektalen Varietäten in der Bukowina. Er untersucht deutschböhmische, schwäbische und zipserische Beispiele und deren Konservierung in der Zeit nach der Aussiedlung.

Mit einem auch bevölkerungspolitisch relevanten Periodikum befasst sich Michael Kabelka. Der Vf. untersucht für den Zeitraum 1949–1970 Geschichte und Struktur der Zeitung *Der Südostdeutsche* sowie deren Beziehung zur Landsmannschaft der Buchenlanddeutschen nebst der Integration in den Vertreibungsdiskurs in der Bundesrepublik Deutschland. Dabei erfolgte im Rahmen der Anerkennung der Oder-Neiße-Grenze ein markanter Wechsel in der Berichterstattung. Das politisch aufgeladene, jahrelang dominante Thema der Grenzfrage verliert zunehmend an Bedeutung, ab Mitte der 1970er Jahre tritt mehr und mehr eine nostalgische Identitätspflege in das Zentrum des *Südostdeutschen*. Ein weiteres Periodikum untersucht Anna Hahn, die sich mit der *Stimme*, dem Organ der Landsmannschaft in Israel, befasst, wobei ihr Fazit sich durchaus auch auf den *Südostdeutschen* übertragen ließe. Es geht eben um eine idealisierte Erinnerung an die alte Heimat, die man vor dem Vergessen und „einem möglichen Verlust des Selbstverständnisses als Bukowiner Judenheiten“ (S. 183) in Israel bewahren solle.

Gaëlle Fisher, ausgewiesen durch ihre aktuelle Monografie *Resettlers and Survivors* (2020), setzt sich in ihrem Beitrag mit den Identitätsnarrativen und der Erinnerungspolitik von Bukowina-Deutschen im Österreich der Nachkriegszeit auseinander.

Fast die Hälfte des Bandes umfasst die Beschreibung nebst Quellen-Dokumentation eines Interview-Projekts, mit dem das Bukowina-Institut Lebensgeschichten von „Bukowina-Deutschen“ zu erfassen sucht. Bis Mitte 2020 konnten offenbar, wie Weidle vermerkt, knapp 120 Interviews durchgeführt werden. Es handelt sich dabei um einen methodisch gut reflektierten Beitrag zu einer Untersuchung einer höchst heterogenen Gruppe mit ebenso heterogenen Erzählungen, in dem überzeugend die Wichtigkeit individueller Erfahrungsgeschichten unter Beweis gestellt werden kann.

Es bleibt als Fazit zu vermerken, dass der Anspruch des Bandes, Erfindungen, Erfahrungen und Erzählungen der Bukowina-Deutschen zu erfassen und zu untersuchen, überzeugend eingelöst wird. Das Bukowina-Institut befindet sich mit diesem Jahrbuch auf einem guten Weg, was die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit seinem Gegenstand, der Bukowina, betrifft.

Weimar – Jena

Steffen Höhne

Elizabeth Eastlake: Un Séjour sur les bords de la Baltique. Hrsg. von Stéphanie Gourdon. Éditions du Bourg. Montrouge 2019. 384 S., Ill. ISBN 978-2-490650-04-0. (€ 29,-.)

Im Gegensatz zu Mary Wollstonecraft, die unzweifelhaft mit der Emanzipation der Frauen im 18. Jh. verknüpft wird, ist der Name der Schriftstellerin, Übersetzerin und Kunstkritikerin Elizabeth Eastlake (1809–1893) heute nur wenigen bekannt. Was beide Frauen miteinander verbindet, sind jedoch nicht nur ihre emanzipatorischen Gedanken, sondern auch ihre Reisen nach Nordeuropa und ihre damit zusammenhängenden Reiseberichte. 1796 erschienen Wollstonecrafts *Letters Written during a Short Residence in Sweden, Norway, and Denmark*, 45 Jahre später veröffentlichte E. ihre ebenfalls in der Form von Briefen verfasste Reiseschrift *A Residence on the Shores of the Baltic*. Nachdem Stéphanie Gourdon mit Nathalie Bernard Wollstonecrafts *Letters* ediert und ins Französische übersetzt hat,¹ legt sie nun auch die erste französische Übersetzung und Edition von E.s Schrift vor. Damit soll, wie gleich in der Einführung deutlich wird, das Interesse für diese Autorin neu geweckt werden, die mit 29 Jahren über Dänemark und St. Petersburg nach Estland reiste, wohin zwei ihrer zahlreichen Schwestern nach ihrer Heirat mit deutschbaltischen Adligen gezogen waren. In den lebendig geschriebenen Briefen zeigt E. ein feines Gespür für kulturelle Unterschiede, sie schildert sowohl die Geschichte des Baltikums als auch die Architektur der Städte, beschreibt die für sie beeindruckende Landschaft und den Alltag der (vor allem adligen) Gesellschaft, interessiert sich dabei insbesondere auch für die – in ihren Augen oftmals allzu einschränkenden – Lebensbedingungen der Frauen. Erklärtes Ziel der kommentierten Übersetzung ist es, die besondere Qualität des zu jener Zeit erfolgreichen Textes und E. als überaus widersprüchliche Frau und Schriftstellerin richtig zu beurteilen, nachdem die Autorin und ihr Werk gegen Ende ihres Lebens und nach ihrem Tode von einigen Kritikern für ihr scheinbar konventionelles Denken mit Geringschätzung behandelt wurden. Warum sich G. für eine kommentierte Übersetzung und nicht für eine kommentierte Ausgabe der englischen Fassung entschieden hat, wird allerdings nicht erläutert.

Insgesamt besteht diese Schrift aus 25 Briefen, die in der Erstveröffentlichung im Verlag von John Murray 579 Seiten umfassen. Von diesen Briefen hat G. in ihrer Edition die Briefe XVIII und XX sowie XXII bis XXV (insgesamt 154 Seiten) weggelassen, mit dem Argument, dass diese Briefe nichts Neues zu der Reise beitragen („n’ajoutent rien de

¹ NATHALIE BERNARD, STÉPHANIE GOURDON (Hrsg.): *Lettres de Scandinavie de Mary Wollstonecraft*, Aix-en-Provence 2013.

nouveau au premier voyage“, S. 27). In der Übersetzung wurde die Schrift also um ca. ein Viertel gekürzt, was sich bei einem Werk dieser Länge zur guten Lesbarkeit und aus verlegerischen Gründen möglicherweise rechtfertigen lässt, aber der Vollständigkeit der Schrift halber etwas bedauerlich ist. Gleichwohl sind die gewählten Teile in sich kohärent: Der Bericht beginnt mit dem Reiseaufbruch, schildert nach den Stationen in Dänemark und St. Petersburg E.s längeren Aufenthalt in Estland und endet mit der Abreise aus Estland. Dem edierten Text sind eine prägnant verfasste Einführung zur Autorin sowie ein kurzer Kommentar zur Übersetzung vorangestellt, es folgen nach dem Bericht ein längerer historischer Kommentar, eine hilfreiche Bibliografie und ein Register. Trotz der Verwendung des *subjectif imparfait* kann die Übersetzerin mit ihrem flüssigen Stil dem lebendigen Stil E.s gerecht werden, auch der in den Fußnoten gestaltete Stellenkommentar ist weder ausufernd noch zu knapp. Er verhilft den Lesern zu einem besseren Verständnis der historischen Zusammenhänge, vor allem auch der zahlreichen intertextuellen Bezüge (u. a. auf viele Stücke Shakespeares, auf Texte zeitgenössischer englischer Autoren, aber auch auf die Bibel), die oftmals ironisch eingesetzt werden und hiermit E.s Scharfzüngigkeit hervorheben. Im historischen Kommentar rekapituliert G. die Geschichte der baltischen Provinzen und unterstreicht dabei E.s offensichtlichen Anglizismus (vgl. S. 331). So ermöglichen es etwa E.s Beobachtungen zu den nach St. Petersburg fahrenden Kaufleuten sowie zu den wirtschaftlichen, politischen oder gesellschaftlichen Zuständen in Russland und Estland, demgegenüber den ökonomischen Fortschritt, die demokratischen Verhältnisse und den sozialen Liberalismus in England hervorzuheben. Bei weiteren, sehr gut kontextualisierten Ausführungen zu den Reiseberichten von Frauen und zu den damaligen Geschlechterrollen betont die Hrsg. und Übersetzerin aber auch zu Recht, dass die von E. als konservativ und einengend beschriebene Geschlechterordnung in Estland es der Autorin ermögliche, indirekt die in ihrem eigenen Land herrschenden Verhältnisse zu kritisieren (vgl. S. 364).

Eine Besonderheit und zugleich Herausforderung für die Übersetzerin bildet die Mehrsprachigkeit dieser Reiseschrift insofern, E. zahlreiche Begriffe aus dem Russischen, Estnischen und Deutschen verwendet, um – so G. – das Land, das sie entdeckt, besser zu erfassen.² In deutscher Sprache sind es manchmal ganze Sätze, die E. in ihre Schrift aufnimmt und die den Eindruck der Unmittelbarkeit verstärken. Diese Begriffe und Sätze werden in der Übersetzung grundsätzlich kursiviert, aber nur selten erläutert; bei manchen Sätzen begleitet die französische Übersetzung den deutschen Text, bei manchen ersetzt sie ihn (vgl. S. 240 und S. 296). Beim Umgang mit der Mehrsprachigkeit des Textes hätte sich eine einheitlichere Behandlung und ausführlichere Kommentierung also vermutlich gelohnt. Etwas verwirrend ist zudem, dass G. in ihrem Kommentar zur Übersetzung nicht erwähnt, dass sie die fremdsprachlichen Begriffe und Sätze in E.s oftmals von der heutigen Rechtschreibung abweichenden Form übernimmt. Besonders auffällig ist dies für die deutsche Sprache, u. a. weil die Übersetzerin einige Begriffe sogar in ihrem historischen Kommentar zitiert (z. B. S. 360: „wirthschaft“, „schafferei“, „Volkstube“).

Diese bei der Behandlung der Mehrsprachigkeit fehlende Präzision lässt sich auch an einigen weiteren Stellen der Übersetzung und Edition beobachten. So wären kurze Kommentare zu manchen bei E. als Zitat markierten Sätzen, für die sich aber offensichtlich keine Quellen finden lassen, hilfreich gewesen. Bei der Übersetzung hätte z. B. bei den Versen „Of duties first imposed / Long since neglected / Of true life first disclosed / Long since rejected“ (Bd. 1, S. 167 im Original) in der französischen Fassung die englische Struktur im letzten Vers einfach übernommen und so auch der Reim vollständig übertra-

² Vgl. S. 28: „Les emprunts à l’allemand, à l’estonien et au russe traduisent le désir de l’auteur de mieux appréhender les pays qu’elle découvre.“ Die Schrift weist ferner einige Begriffe in französischer Sprache auf.

gen werden können;³ bei der Einführung wäre schließlich eine Prüfung der Kommasetzung ratsam gewesen. Insgesamt betrachtet schmälern diese Mängel aber nur wenig die Gesamtleistung dieser überzeugenden Übersetzung und Edition: Mit diesem Band liegt E.s zugleich humorvolle und kritische, überaus angenehm zu lesende Reiseschrift in einer Fassung vor, die zu vielen Reflexionen und hoffentlich auch zu zahlreichen interdisziplinären Forschungsansätzen anregen wird.

Namur

Valérie Leyh

³ Statt „Des devoirs qui nous furent d’abord imposés / Que nous avons depuis longtemps oubliés / De l’amour sincère qui nous fut d’abord révélé / Que nous avons *rejeté depuis*“ (S. 153, meine Hervorhebung) hätte „Que nous avons *depuis rejeté*“ (meine Hervorhebung) gewählt werden können.

Nicolas Daniel Winkler: Vorstellungen politischer Ordnung in Litauen. Entwicklungen und Diskussionen seit dem nationalen Erwachen (im frühen 19. Jh.). (Studien zur Ostmitteleuropaforschung, Bd. 41.) Verlag Herder-Institut. Marburg 2018. VII, 398 S. ISBN 978-3-87969-431-0. (€ 72,-.)

This study examines the relationship between everyday ideas of political order and the established democratic order in Lithuania from the nineteenth century until the present. The underlying idea is that democratic order in Lithuania is unstable, and that there are no guarantees that it can survive in the long-term. Nicolas Daniel Winkler locates the source of contemporary Lithuania’s social issues in the past.

He dedicates a significant part of the book (Chapter 2) to a discussion of how the prevailing image of the “right” political order in Lithuanian society changed over different periods in history. Some of the sub-chapters in this section are based on primary sources (press articles, for instance); others rest on research already conducted by other researchers. W. explains the emergence of the Lithuanian nationalists in the second half of the nineteenth century as the peasant class’s educated offspring searched for a society where they would not be demoralized on account of their roots or language.¹ It was precisely this group that created the Lithuanian national myth (the national identity ideology) which dominates in the Lithuanian world view even today. He writes that, at the end of the 19th century, Lithuanian nationalists created a vision of an ideal, authentic society that could not be found in reality, but that could be learned through history, language and folk culture. A very important element of this image was the character of the pre-political community. Also, Lithuanians spent a majority of the nineteenth and twentieth centuries under the occupation of foreign states, while some of the era of the independent republic was also tainted by an authoritarian regime; thus, through this entire period, there was a strong expression of distancing from the state and politics in the broader sense within society.

I can agree with most of the statements presented in this chapter (for example, the dynamics of the imagined hierarchy of enemies, where Russians replaced the Poles as the prime enemies of Lithuanians in the late Soviet period and during the early stages of independence; and the non-existence of political perspective in society after Lithuania joined NATO and the European Union, etc.). However, it should not come as a surprise that, having presented a characterization spanning such a long period, the author may face some criticism. W. claims that, up to World War I, the Lithuanian national movement had not become a mass phenomenon, and that the idea of independence only arose during the war

¹ For a similar interpretation, see: VLADAS SIRUTAVIČIUS: Vincas Kudirka’s Programme for Modernizing Society and the Problems of Forming a National Intelligentsia, in: Lithuanian Historical Studies 5 (2000), pp. 99-112.

(p. 80), yet there are works in historical literature clearly refuting such theses.² On occasions, I missed closer attention to the circumstances behind one or another phenomenon. When writing about the formation of Sajūdis in 1988, the author claims that reflections of a Soviet understanding of politics were visible in the establishment of this organization, where the avantgarde initiated and led social change, while the most important decisions would be discussed only within a narrow circle of leaders (pp. 135–136). It could appear that the Soviet Union with its whole repressive, albeit weakened, apparatus no longer existed.

Chapters 3 and 4 are dedicated to the dominant images of political order in today's Lithuanian society. W.'s thesis about dangers facing democracy is based on the observation that a majority of society feels estranged from the state, that it is not actively involved in political life, and that political party leaders have just as little faith in the public as the public has in them. According to W., democratic order appeared and has functioned in Lithuania from the late twentieth century due to three reasons: as a prerequisite for ensuring Lithuania's independence from Russia; due to the need for control from the beginning of its restored independence because the two dominating political forces—the reformed former Communist Party of Lithuania and the Sajūdis independence movement—did not trust one another; and also because the political leaders at the time viewed the democratic order as an “easily transferable set of rules and procedures.” It is precisely this kind of instrumental treatment of political order that is identified in this book as a threat to the stability of the democratic order. Lithuania's membership in NATO and the European Union is correctly identified here as one of the most important guarantees for democracy in Lithuania, however, a danger arises that the political processes in Poland or Hungary could lead to a point where being a member of NATO or the European Union will no longer be associated with adhering to a democratic order. In this way, the very strong stimulus for maintaining democracy in Lithuania will simply disappear.

Moreover, W. finds problems in Lithuanian society that place the democratic order at risk. He alleges that a constant threat to democracy in today's Lithuania are the tensions between the two concepts of the nation that function in the social discourse: the ethnolinguistic nation that formed in the late nineteenth century along with the beginning of Lithuanian nationalism, and the civil nation, whose elements we see in the modern Lithuanian constitution, for example. As Lithuanians see it, the ethnolinguistic nation is the state creating the community that is mentioned during state holidays and is at the center of the historical master-narrative; also, Lithuanianism in this picture is associated with upholding certain morals. Even though W. notices historians' attempts at searching for alternative episodes from the past that could be used for the creation of another ideology, not one based on the creation of ethnolinguistic identities, its impact is questionable. In the author's view, stabilizing democracy in Lithuania is necessary so that society will see “its political order as a representation of the humanity of the Lithuanian citizen and as a representation of the concepts of political order it gained from its historical struggles” (p. 350).

Thus, this book should be useful to everyone interested in the history of Lithuanian political thought, and especially Lithuanian nationalism. This work can be used in comparative research of modern societies. In such studies, one may ask how similar and how different the reasons for an unstable democracy are in post-Soviet countries compared to countries that have experienced a longer period of democracy, what influences have been at play in the rise of populist parties in various societies.

Vilnius

Darius Staliūnas

² DARIUS STALIŪNAS: *About Some Dissertations Devoted to the Lithuanian National Movement Defended at Foreign Educational Institutions*, in: *Lithuanian Historical Studies* 17 (2012), pp. 167–185.

Jürgen Heyde: „Das neue Ghetto“? Raum, Wissen und jüdische Identität im langen 19. Jahrhundert. (Hamburger Beiträge zur Geschichte der deutschen Juden, Bd. 52.) Wallstein Verlag. Göttingen 2019. 248 S. ISBN 978-3-8353-3519-6. (€ 29,—.)

Das neueste Buch von Jürgen Heyde ist ein Ergebnis seines 2010–2013 von der Deutschen Forschungsgemeinschaft an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg geförderten Projekts „Der ‚Ghetto‘-Begriff in der polnisch-jüdischen Historiographie und Publizistik 1868–1918“. Zuvor hat H. u. a. Werke über die Geschichte der polnisch-jüdischen Beziehungen im Mittelalter und der Frühen Neuzeit¹ sowie über die jüdische Geschichte in der Zeit der Emanzipation² veröffentlicht.

„Das neue Ghetto“ besteht aus fünf chronologisch aufgebauten Kapiteln, die einen begriffs- und diskursgeschichtlichen Ansatz verfolgen. Das erste widmet sich dem Forschungsstand und Begriffsdefinitionen. Es folgt ein Überblick über die mittelalterlichen Debatten bezüglich der Trennung von Juden und Christen und die rechtlichen Grundlagen des frühneuzeitlichen Ghettos in Venedig hinsichtlich ihrer sprachlichen Ausgestaltung. Das dritte Kapitel befasst sich mit dem „Ghetto“-Begriff in der deutschsprachigen Literatur des 19. Jh., insbesondere in Enzyklopädien, Ghettoliteratur und Geschichtsschreibung. Diese literarische Verarbeitung sei prägend für das Weltbild des Bürgertums gewesen. Von nun an, so H., sei das „Ghetto“-Konzept nicht mehr an Italien und an die Frühe Neuzeit gebunden, sondern auch auf andere Regionen (d. h. Osteuropa) und andere Zeiten (d. h. das 19. Jh.) angewendet worden. Das vierte Kapitel beschäftigt sich mit der Verwendung des „Ghetto“-Begriffs in den innerjüdischen Debatten im habsburgischen Galizien in der zweiten Hälfte des 19. Jh. In diesem Kontext sollte der Terminus vor allem gesellschaftliche Rückständigkeit und Fanatismus zum Ausdruck bringen und sich eher auf die Gegenwart als auf die Vergangenheit beziehen. Das letzte Kapitel untersucht die Verwendung des „Ghetto“-Konzepts in antisemitischen Diskursen, vor allem im Polen der Zwischenkriegszeit, aber auch in NS-Deutschland. In Polen sei es verwendet worden, um die „Phantasien einer Exklusion der jüdischen Bevölkerung aus dem gesellschaftlichen, kulturellen, politischen und wirtschaftlichen Leben der Republik“ auszudrücken (S. 181).

Das Buch untersucht nicht den Raum (obwohl im Titel des Buches erwähnt), die Lebensbedingungen oder die tatsächliche (Nicht-)Integration der jüdischen Bezirke in die Strukturen einer europäischen Stadt im 19. Jh. Dies ist nicht das Ziel des Autors. Stattdessen verfolgt er die Verwendung des „Ghetto“-Begriffs, um zu verstehen, „welche Vorstellungen von Ort, Zeit, Subjekten/Objekten, Eigenschaften damit jeweils verbunden wurden“. Dadurch sollen neue Bezugsrahmen geschaffen werden, und „[d]er normative Blick ‚von außen‘ ersetzt eine vorwiegend ‚von innen‘ geprägte Perspektive“ (S. 8). Das Ergebnis dieser Bestrebung überzeugt allerdings nicht. Die Anwendung der Begriffsgeschichte erfordert eine tiefgreifende Kontextualisierung des analysierten Phänomens und der verwendeten Quellen sowie eine eingehende Analyse von Bedeutungsänderungen.³ Meiner Meinung nach erfüllt das Buch diese Kriterien nicht.

Erstens ist die Argumentation des Autors nicht immer leicht nachzuvollziehen, die vorgelegten Beweise sind spärlich. So behauptet H. bei der Untersuchung des Eintrags in der Enzyklopädie von Johann Heinrich Zedler aus dem frühen 18. Jh., dass „Ghetto“ nicht nur

¹ JÜRGEN HEYDE: Transkulturelle Kommunikation und Verflechtung. Die jüdischen Wirtschaftseliten in Polen vom 14. bis zum 16. Jahrhundert, Wiesbaden 2014.

² DERS.: Ghetto as an „Inner Antemurale“? Debates on Exclusion, Integration and Identity in Galicia in the Nineteenth and Early Twentieth Centuries, in: LILIYA BEREZHNA-YA, HEIDI HEIN-KIRCHER (Hrsg.): Rampart Nations. Bulwark Myths of East European Multiconfessional Societies in the Age of Nationalism, New York 2019, S. 103–124.

³ DANIEL LITTLE: Philosophy of History, in: EDWARD N. ZALTA (Hrsg.): The Stanford Encyclopedia of Philosophy Archive, Winter 2020 Edition, <https://plato.stanford.edu/archives/win2020/entries/history> (10.05.2021).

als realer Ort, sondern auch als „symbolischer Ort der Marginalisierung“ verstanden worden sei (S. 57). Das bezieht sich jedoch nur auf die Erwähnung des Schmutzes und der nächtlichen Einschließung in den jüdischen Vierteln von Rom und Venedig. Nur ist das zu wenig, um zu beweisen, dass das Ghetto tatsächlich ein „symbolischer Ort der Marginalisierung“ gewesen ist. Der Leser muss hier, wie auch in weiteren Fällen, allein dem Urteil des Autors vertrauen. Dass dessen Argumentation und Schlussfolgerungen nicht gänzlich überzeugen, liegt darin begründet, dass H. die aussagekräftigen Primärquellen nicht in der eigentlich notwendigen Tiefe analysiert hat.

Dies hängt mit einem grundlegenden konzeptionellen Problem des Buches zusammen, und zwar mit der eher schwachen Historisierung. Die Tatsache, dass der „Ghetto“-Begriff im Gesetzestext des Senats der Republik Venedig, in Enzyklopädien und Romanen aus dem 19. Jh., in der jüdischen Presse in Galizien und in polnischen antisemitischen Veröffentlichungen in den 1920er Jahren jeweils anders verwendet wurde, überrascht kaum. Vielmehr wäre es ziemlich erstaunlich gewesen, wenn dieses Konzept in diametral unterschiedlichen geografischen, sozialen und politischen Kontexten über mehr als 400 Jahre hinweg unverändert geblieben wäre. Um diese Änderungen aber zu verstehen, muss man den breiteren Kontext kennen, in dem der Begriff verwendet wurde. Z. B. kann die Tatsache, dass „das Ghetto“ in der deutschsprachigen Literatur des 19. Jh. als Synonym für Rückständigkeit verstanden und vor allem in Osteuropa verortet worden sei (S. 69–74), nicht vom damaligen Diskurs über Osteuropa getrennt werden. Der Vf. hätte viel deutlicher betonen sollen, dass diese Entwicklung mit der mentalen Umgestaltung Europas im späten 18. und frühen 19. Jh. zusammenhing. Die frühere Teilung Europas in Süd (klassisch) und Nord (barbarisch) wurde durch die Unterscheidung zwischen West (zivilisiert) und Ost (rückständig) ersetzt.⁴

Die Analyse des „Ghetto“-Konzepts anhand sehr unterschiedlicher Orte und zu sehr unterschiedlichen Zeiten ohne angemessene Kontextualisierung jedes dieser Elemente führt zu Ergebnissen, die nicht überzeugen. So lässt sich die Verwendung dieses Begriffs in antisemitischen Veröffentlichungen im Polen der Zwischenkriegszeit (die außerhalb des im Titel erwähnten „langen 19. Jh.“ lag) isoliert betrachtet kaum verstehen. Es wäre viel interessanter, dieses Phänomen in Bezug auf damalige politische Konflikte (z. B. das zunehmend brutale Sanacja-Regime), nationale Spannungen (auch mit Ukrainern), die Lehre und Praktiken der katholischen Kirche gegenüber den Juden und die unsichere internationale Situation zu untersuchen. Darüber hinaus ist nicht klar, warum neben Orten und Zeiträumen auch die herangezogenen Textarten (juristische Dokumente, Enzyklopädien, Romane, politische Broschüren, Zeitungen) derart vielfältig sind. Der Vergleich z. B. von ausschließlich literarischen Texten aus Venedig, Deutschland und Galizien wäre möglicherweise ausgewogener gewesen. Ebenso ist nicht ganz klar, warum H. die Untersuchung der Verwendung des „Ghetto“-Begriffs auf Texte aus Galizien beschränkt (anstatt auch das russische Königreich Polen mit den großen jüdischen Bezirken in Warschau und Łódź einzuschließen), wenn doch das folgende Kapitel die ganze Republik Polen betrachtet.

„Das neue Ghetto“ zeigt, dass der „Ghetto“-Begriff, der heutzutage eindeutig negativ behaftet ist, in der Vergangenheit mehrere Bedeutungen trug. Je nach Benutzer, Zeit und Ort ließ er sich mit der Vergangenheit, der Gegenwart oder der Zukunft verknüpfen. Das Buch gibt wieder, wie das Wort, das ursprünglich Unterdrückung und ungerechte Behandlung symbolisiert hatte, später von Antisemiten verwendet wurde, um die breite Bevölke-

⁴ FRITHJOF BENJAMIN SCHENK: Mental Maps. Die Konstruktion von geographischen Räumen in Europa seit der Aufklärung, in: Geschichte und Gesellschaft 28 (2002), S. 493–514; MARIA TODOROVA: The Trap of Backwardness. Modernity, Temporality, and the Study of Eastern European Nationalism, in: Slavic Review 64 (2005), S. 140–164.

rung gegen die jüdische Bevölkerung aufzuhetzen. Die Zusammenhänge zwischen zeit- und ortsspezifischen Kontexten des „Ghetto“-Konzepts sollten weiter erforscht werden.

Berlin

Piotr Kisiel

Panslawizm. Wczoraj, dziś, jutro. [Der Panslawismus. Gestern, heute, morgen]. Hrsg. von Zofia Chyra-Rolicz und Tomasz Rokosz. Pracownia Wydawnicza Wydziału Humanistycznego Uniwersytetu Przyrodniczo-Humanistycznego w Siedlcach. Siedlce 2016. 297 S. ISBN 978-83-644-1511-1.

Mehrere Veröffentlichungen haben sich in jüngerer Zeit mit der „Slawischen Idee“ und ihren unterschiedlichen Spielarten beschäftigt. Für den deutschen Sprachraum lässt sich gar von einem bescheidenen Boom der Panslawismus-Forschung sprechen. Sichtbarstes Zeichen für diesen ist ein am Leipziger GWZO angesiedeltes, interdisziplinäres Projekt (2010–2013) gewesen. Diesem Aufschwung ist freilich eine jahrelange Baisse vorangegangen, in welcher Hans Kohns *Die Slawen und der Westen* (München 1953) beinahe vier Jahrzehnte lang den *state of the art* widerspiegelte.

Dagegen hat sich das Forschungsinteresse in Polen als wesentlich beständiger erwiesen. Doch lässt sich auch dort eine in den letzten Jahren gesteigerte Aufmerksamkeit für die Materie verzeichnen. Von dieser zeugt nicht zuletzt der vorliegende Sammelband. Entstanden ist er unter Leitung der Historikerin Zofia Chyra-Rolicz und des Sprachwissenschaftlers Tomasz Rokosz an der Natur- und Geisteswissenschaftlichen Universität in Siedlce. Insgesamt versammelt er 17 Beiträge, die zumeist auf Polnisch, in einigen Fällen auf Russisch oder Englisch abgefasst sind.

Anders als der Untertitel suggeriert, gilt das Augenmerk der Beiträge fast ausschließlich der Vergangenheit, kaum der Gegenwart und noch weniger der (möglichen) Zukunft des besprochenen Konzepts. Dass zwischen Titel und Inhalt eine wahrnehmbare Lücke klafft, ist jedoch bereits an vergleichbaren Sammelbänden moniert worden.¹ Von Letzteren unterscheidet sich dieser durch eingangs klar definierte, in den einzelnen Beiträgen aber nicht immer konsequent verwendete Begrifflichkeiten. So verstehen die Hrsg. in ihrer Einleitung unter dem titelgebenden Terminus eine auf die Vereinigung aller Slawen abzielende ideologische, politische und kulturelle Bewegung (S. 7). Mit dieser breit gefassten Definition weichen sie von einer in der polnischen Literatur verbreiteten Lesart ab, der zufolge das Etikett des „Panslawismus“ ausschließlich jenen auf russische Dominanz hinauslaufenden Formen slawischer Zusammenarbeit vorbehalten ist. Den so bestimmten Begriff sehen die Hrsg. wie den Pangermanismus und den Zionismus als Nationalbewegung „mit größerer Reichweite“; eine Definition, die an die „Makronationalismen“² Louis Snyders erinnert.

Ob es sich beim Panslawismus um eine „lebendige oder vergessene Idee“ handelt, will Chyra-Rolicz in einem weiteren Artikel erörtern. Eine ominöse Facebook-Umfrage (2012), in der 40 Prozent der Befragten angaben, die „Idee des Panslawismus“ gutzuheißen und aktiv unterstützen zu wollen, lässt sie ebenso wie der Erfolg des Musikers Donatan, der 2014 mit dem Lied *My Słowianie – We Are Slavic* Polen auf dem Eurovision Song Contest in Kopenhagen vertreten hatte, auf eine tendenziell wohlwollende Haltung der polnischen Gesellschaft gegenüber dem untersuchten Konzept schließen. Genaugenommen geht es in dem Beitrag aber mehr um die historische Entwicklung als die Gegenwart des Panslawismus. Einleitende Bemerkungen weisen denn auch auf dessen Verquickung mit dem „nationalen Erwachen“ im 19. Jh. hin. Stilistisch ist diese *tour d'horizon* gelungen, inhaltlich lückenhaft, da weder der Neoslawismus zu Beginn des 20. Jh. noch die kurze „slawische

¹ MARTINA WINKLER: Rezension zu MANFRED SAPPER, VOLKER WEICHSEL u. a. (Hrsg.): *Gemeinsam Einsam. Die Slawische Idee nach dem Panslawismus*, Berlin 2009 (Osteuropa, 12/2009), in: *Bohemia* 50 (2010), S. 239–240, hier S. 240.

² LOUIS L. SNYDER: *Macro-Nationalism. A History of the Pan-Movements*, Westport/CT 1984.

Ära“ (1941–1948) im sowjetisch kontrollierten Osteuropa Erwähnung finden. An anderen Stellen blendet die Vf. den Forschungsstand aus. Mit dem Verhältnis von „polnischer Frage“ und dem Prager Slawenkongress haben sich jedenfalls nach Władysław T. Wisłocki (1927) noch weitere Untersuchungen beschäftigt.

Trotz der erwähnten Schwächen hat diese erweiterte Einleitung als Rahmung dennoch ihren Nutzen, denn der Fokus der nachfolgenden Aufsätze, die mehrheitlich von Historikern und Philologen aus Polen, aber auch von Autoren aus anderen osteuropäischen Ländern stammen, variiert zeitlich, geografisch und thematisch teils erheblich. So wendet sich der Brünner Slawist Ivo Pospíšil etwa den Polemiken des tschechoslowakischen Gelehrten Frank Wollmann über den Panslawismus zu, während Iskra V. Čurkina (Moskau) die „ersten russischen Ideologen des Panslawismus“, Mihail Pogodin und Konstantin Aksakov, betrachtet. Borche Nikolov (Skopje) wiederum untersucht politik- und ereignisgeschichtlich die Frage nach slawischer Solidarität während der Balkankrise (1875–1878). Als Überblicksdarstellungen besitzen die meisten dieser Abhandlungen durchaus ihre Qualitäten. Um Pionierleistungen handelt es sich jedoch selten. Zuweilen stellt sich zudem die Frage nach dem direkten Themenbezug. Renata Tarasiuks (Siedlce) Ausführungen über den „Panslawismus und de[n] Panrussismus in der politischen Doktrin Lev Trockijs“ bestechen zwar durch ihre Detailliertheit, gehen aber mehr auf jüdische denn panslawische Einflüsse im Denken des russischen Revolutionärs ein.

Größeren Mehrwert für das an Ostmitteleuropa interessierte Fachpublikum besitzen jene Arbeiten, die sich mit der Rezeption des Panslawismus in Polen beschäftigen. Zu großen Teilen handelt es sich dabei um ideengeschichtlich-biografische Studien. Zwei Aufsätze befassen sich mit dem Schaffen des Schriftstellers Tadeusz Miciński (1873–1918). Im Werk des den zeitgenössischen Religionen distanziert gegenüberstehenden Literaten seien, wie Sławomir Sobieraj (Siedlce) erklärt, früh Bezüge zum Slawentum erkennbar gewesen. Namentlich der untergegangenen Welt der Elbslawen, ihren Städten und Göttern habe sich der Autor wiederholt zugewandt. Eher beiläufig thematisiert S. die antideutsche Stoßrichtung der Werke Micińskis, der sich während des Weltkriegs auch politisch betätigt und für eine engere, föderale, also nicht russlandzentrierte Kooperation der slawischen Völker starkgemacht habe.

Besonders gelungen ist der Forschungsüberblick, den Sebastian Grudzień vorlegt hat. Kenntnisreich sichtet der Krakauer Bibliothekar die seit 1945 auf Polnisch und in anderen Sprachen erschienenen Untersuchungen zu den „Konzeptionen slawischer Zusammenarbeit in der Zweiten Republik“. Damit wendet sich G. einem Zeitraum zu, der allgemein als Tiefpunkt der „Slawischen Idee“ in Polen gilt und über den bis *dato* keine gesonderte Monografie erschienen ist. Auch in Markus Krzoskas (Gießen) pointierter rezeptionsgeschichtlicher Untersuchung kommt dem Zeitraum keine größere Aufmerksamkeit zu.³ Dabei erfreute sich das Konzept zumindest unter jenen akademischen Eliten, die sich nach 1944/45 in der „neuslawischen Bewegung“ engagierten, größeren Zuspruchs. Eine Teilkorrektur der verbreiteten Forschungsauffassung ist also durchaus angebracht, und dies umso mehr, als es sich keineswegs um wissenschaftliches Neuland handelt. Denn allein mit den verschiedenen slawophilen Gruppen der Zwischenkriegszeit haben sich, wie G. aufzeigt, zahlreiche kleinere Arbeiten beschäftigt. Deren Manko sei indes ihre häufig in gegenseitiger Unkenntnis voneinander erfolgte Entstehung. Bereits Geschriebenes besser zu rezipieren, sieht Grudzień, der selbst zwei Aufsätze über den slawophilen Aktivistin und Historiker Henryk Batowski⁴ verfasst hat, daher als eine vordringliche Aufgabe für die Zukunft an.

³ MARKUS KRZOSKA: Historische Mission und Pragmatismus. Die slawische Idee in Polen im 19. und 20. Jahrhundert, in: Osteuropa 59 (2009), 12, S. 77–94, hier S. 84 f.

⁴ SEBASTIAN GRUDZIEN: Henryk Batowski a współpraca słowiańska (do 1939 roku) [Henryk Batowski und die slawische Zusammenarbeit (bis zum Jahre 1939)], in: RITA MAJKOWSKA (Hrsg.): Henryk Batowski: 1907–1999. Materiały z Sesji Naukowej PAU

Allein wegen dieses Beitrages ist dem Sammelband größere Beachtung zu wünschen. Es spräche freilich wenig gegen manche Korrekturen in dem mittlerweile vergriffenen Werk, denn mehr als einmal sieht man ihm die Eile an, in der es entstanden ist: Die englischsprachigen Abstracts sind oft kryptisch und fehlerhaft, die Texte mitunter uneinheitlich formatiert, manche Jahreszahlen werden inkorrekt wiedergegeben. Eine logische Struktur des Bandes ist nicht erkennbar. Dabei hätten sich die Beiträge problemlos nach Thema, Zeit oder behandelter Region anordnen lassen. Der Qualität abträglich erweist sich manches Mal ferner der Anspruch der Hrsg., keine inhaltlichen Eingriffe vorzunehmen (S. 11). Für den russlandfreundlichen Intellektuellen Henryk Kamiński (1813–1865) hätten sich sonst gewiss treffendere Bezeichnungen als die des „Sowjetologen“ (sowietolog, S. 84) gefunden. In der Mehrheit handelt es sich allerdings eher um formelle und konzeptionelle denn um inhaltliche Schwachstellen, die sich im Zuge einer revidierten Neuauflage leicht beheben ließen.

Münster

Matthias E. Cichon

w dniu 18 kwietnia 2000 r., Kraków 2003, S. 35–45; DERS.: Działalność akademicka Henryka Batowskiego we Lwowie 1925–1927 [Die studentische Betätigung Henryk Batowskis in Lemberg 1925–1927], in: Historia i Polityka 8 (2009), 1, S. 133–150.

Jakub S. Beneš: Workers and Nationalism. Czech and German Social Democracy in Habsburg Austria, 1890–1918. Oxford University Press. New York – Oxford 2017. 272 S. ISBN 978-0-19-878929-1. (\$ 100,–.)

Jakub Beneš' monograph addresses the thorny question of nationalism's relationship to socialism by examining afresh the history of Austrian Social Democracy from the Hainfeld Congress (1889) to the First World War. His study provides further context to the much discussed split of Social Democracy along national lines and brings nuance to our understanding of the crucial years immediately preceding 1914. The role of nationalism in the workers' movement, which has previously been studied primarily through the Social Democratic leaders' positions and their theoretical works, is here approached from below through ordinary workers' experiences. The book focuses on the Czech and German *milieus* and especially centers on the cities of Prague, Vienna, and Brno (Brünn). B. relies on classic party sources but also exploits a rich array of original material (proletarian novels and several memoirs by workers active in Social Democratic circles, as well as police reports on meetings and demonstrations). This diverse new evidence illuminates the reception of political strategies and ideologies at the grassroots level.

The first chapter complements the intellectual history of the older historiography on the development of socialism with a cultural history that highlights the importance of popular culture in the growing appeal of Social Democracy. Fiction and poetry, publicized through workers' calendars, helped draw more workers into the narrative of Social Democracy. Public orators such as František Soukup or Franz Schuhmeier inflamed crowds with speeches that embodied the emotional pull of the party. The analysis of several contemporary novels lays bare the tropes of sacrifice and redemption that pervade this literature. Motifs and rituals borrowed from Christianity abounded in early Austrian socialism: from the May Day processions to the cult of political martyrs or the consecration of baptism. In parallel, national high culture was democratized for the masses through the active network of party cultural associations, which celebrated Schiller and gave concerts featuring Antonín Dvořák, Bedřich Smetana, and Richard Wagner.

B. further underlines the key role played by the 1905–1907 mobilization for the campaign for universal male suffrage in the politicization of the working classes. The detailed coverage of the 1905 demonstrations in the third chapter is one of the book's most interesting aspects. The November days emerge as a “democratizing moment,” a brief event that profoundly reshaped workers' self-understanding of their position within the nation

and the empire. Suffrage and its capacity to transform society functioned as a utopia. The electoral reform and the victory in the 1907 elections gave workers, especially the Czech ones who had been particularly active in the protests, a new confidence in their capacity to have an impact on the political scene.

The book's core thesis contends that, in the following years, Czech and, to a lesser extent, German workers developed a new conception of national belonging that diverged from the one defended by bourgeois nationalist activists. This alternative nationalism was a reaction to feelings of marginalization from the national community. Going against nationalist parties' discourses denouncing the national indifference of workers, Social Democrats saw themselves as the true defenders of the nation in its entirety and even appropriated the celebration of national figures such as Jan Hus. Especially after 1905–1907, they increasingly felt entitled to claim national leadership based on a democratic understanding of the nation.

The difference in the perception of national issues among party leaders and the rank and file is a recurring theme of the book. Leaders, often of bourgeois background, could be accused of cultural elitism and be at odds with the more aggressive and radical militancy among ordinary supporters. The fifth chapter describes the pursuit of separatism by Czech Social Democrats in trade unions, and in political and cultural organizations. It shows how increasingly central the issue of Czech minority schools became for Czech militants while German Austrian leaders remained mostly insensitive to the national concerns of their Slav comrades. A strong class ethos still prevailed among workers before the war but separatism definitely compromised the internationalist vision of Social Democracy.

An epilogue on the war years explores the resurgence of revolutionary aspirations in 1917–1918 despite the loyalist stance of the party leadership. This chapter is less strongly based on original research than the others but connects the massive working-class protests at the end of the conflict with the democratizing impulses that emerged from the 1905–1907 movements.

One could regret a lack of integration, or at least comparison, with the broader Habsburg context (Galicia or Trieste, especially) in a book that heavily focuses on the Czech experience. It nonetheless constitutes an important contribution, both to the history of Social Democracy in Late Habsburg Austria and the history of nationalism in the region.

Padova

Claire Morelon

Nadja Weck: Eisenbahn und Stadtentwicklung in Zentraleuropa am Beispiel der Stadt Lemberg (Lwów, L'viv). (Studien zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte Ostmitteleuropas, Bd. 29.) Harrassowitz Verlag. Wiesbaden 2020. VII, 342 S., 19 Kt., 25 Ill. ISBN 978-3-447-11416-5. (€ 58,-)

Eine Zugfahrt aus Wien in die westukrainische Stadt L'viv dauert heute sechzehneinhalb Stunden, ca. vier Stunden länger als vor dem Ersten Weltkrieg, als L'viv noch Lemberg hieß und Landeshauptstadt des habsburgischen Kronlandes Galizien war. Der Hauptbahnhof L'vivs befindet sich nach wie vor im Westen der Stadt, in relativ großer Distanz zum historischen Zentrum. Wie lässt sich die Lage des Gebäudes erklären? Wann wurde Galizien an das habsburgische Eisenbahnnetz angeschlossen? Welche Debatten waren damit verbunden? Wie wirkte sich die verkehrstechnische Anbindung auf das Stadtbild Lembergs aus und welche architektonische Gestalt hatten die Bahnhofsgebäude aus den Jahren 1861 und 1904? Diesen Fragen geht Nadja Weck in ihrer 2016 an der Universität Wien verteidigten Dissertation nach, die nun auch als Buch vorliegt. Im Mittelpunkt steht die Frage nach den „räumlichen Veränderungen, welche sich in Folge der Anbindung Lembergs an das Eisenbahnnetz hinsichtlich der Positionierung der Stadt innerhalb eines größeren geografischen Rahmens und ihrer inneren städtebaulichen Entwicklung vollzogen haben“ (S. 2).

Die Studie, die sich einer kulturwissenschaftlich orientierten Eisenbahn- und Stadtgeschichte verpflichtet fühlt, nähert sich ihrem Gegenstand aus drei Richtungen. In einem ersten Abschnitt geht es um die Genese Lembergs als Verkehrsknotenpunkt im Nordosten der Habsburgermonarchie im zweiten Drittel des 19. Jh., wobei W. detailliert die Debatten um die verkehrstechnische Anbindung Galiziens in Wien und in Lemberg analysiert, die politischen Entscheidungen, die zum Bau der Bahnlinien nach (und aus) Lemberg führten, rekonstruiert und schließlich nach der Wahrnehmung Galiziens im Spiegel von zeitgenössischen Berichten von Eisenbahnreisenden fragt. Im zweiten Kapitel wird der Fokus enger gefasst und der städtische Raum der galizischen Landeshauptstadt in den Blick genommen. W. beleuchtet hier nicht nur die Debatten um die Lage und den Bau der drei Bahnhöfe, die Lemberg vor 1900 mit Wien bzw. Krakau, Czernowitz und Brody verbanden. Gleichzeitig geht sie auch der Frage nach, welche Folgen die Anbindung der Stadt an das habsburgische Eisenbahnnetz für Lembergs ökonomische und städtebauliche Entwicklung hatte. Im dritten Abschnitt stehen die Bauten des Lemberger Hauptbahnhofs im Mittelpunkt. Hier werden die Entstehungsgeschichte des Gebäudes im „Kasernenstil“ aus dem Jahr 1861 und die des Jugendstil-Neubaus von 1904 rekonstruiert, Berichte über die Feierlichkeiten zur Einweihung der beiden Bauten analysiert und nach der Repräsentation des Hauptbahnhofs im literarischen Werk der Schriftsteller Karl Emil Franzos, Alexander Granach und Józef Wittlin gefragt.

Für ihre multiperspektivische Arbeit hat W. Archivmaterial aus drei Ländern (Österreich, Polen und Ukraine) und Quellen in drei Sprachen (Deutsch, Ukrainisch und Polnisch) sowie umfangreiche Sekundärliteratur ausgewertet. Die 2020, fast zeitgleich, erschienene englischsprachige Monografie von Andriy Zayarnyuk *Lviv's Uncertain Destination: A City and Its Train Terminal from Franz Joseph I to Brezhnev* konnte sie dabei noch nicht berücksichtigen. Der Studie liegt ein heterogenes Quellenkorpus zugrunde. Neben Textquellen – wie politischen Traktaten, Reiseberichten, Reiseführern, Publizistik und Belletristik – hat sich die Vf. mit Bildquellen (Zeichnungen, Fotografien, Stadtplänen, Landkarten u. a.) befasst und Architektur sowie Werke der bildenden Kunst (z. B. den Fassadenschmuck des Bahnhofs von 1904) als Quellen genutzt. Methodisch orientiert sie sich am Konzept des (sozialen) Raums nach Henri Lefebvre. Bei der Analyse des Lemberger Bahnhofs im dritten Abschnitt lässt sie sich auch – aus mir nicht ganz nachvollziehbaren Gründen – von Juri Lotmans Theorie der „Semiosphäre“ inspirieren.

Die historischen Akteure, die W.s Arbeit „bevölkern“, sind zum einen Politiker, Beamte, Verkehrsexperten, Stadtplaner und Architekten in Wien und Lemberg. Zum anderen kommen vier Autoren von Reiseberichten (bzw. eines Reiseführers) und drei Schriftsteller zu Wort. Warum hier jedoch nur deutschsprachige Stimmen zu hören sind und nicht auch polnische oder ukrainische Perspektiven berücksichtigt werden, bleibt unklar. An fehlenden Sprachkenntnissen der Autorin liegt es nicht, da in einem anderen Teil der Arbeit die Berichterstattung über den neuen Bahnhof im Jahr 1904 auch in der ukrainischen und polnischen Presse beleuchtet wird. Gerne hätte ich als Leser zudem erfahren, wie viele Passagiere die Dienste der Eisenbahnen in Galizien eigentlich nutzten und welche der drei Fahrgastklassen besonders frequentiert waren. Gibt es hierzu keine Informationen in der zeitgenössischen Eisenbahnstatistik? Gelohnt hätte es sich meiner Meinung nach auch, danach zu fragen, welche Rolle die Eisenbahn (und die Lemberger Bahnhöfe) bei der Organisation der massenhaften polnischen, ukrainischen und jüdischen Auswanderung aus Galizien nach Übersee spätem 19. und frühen 20. Jh. spielte.

So vielfältig wie die hier behandelten Fragen und das untersuchte Quellenmaterial sind auch die Erkenntnisse der vorliegenden Studie, die insbesondere für die Forschung zur Geschichte Galiziens und der Stadt Lemberg von Interesse sein dürften. So kann W. beispielsweise zeigen, dass „galizische Akteure“, insbesondere polnische Adelige und Großgrundbesitzer, als Ideen- und Finanzgeber eine ausschlaggebende Rolle bei der Anbindung des Kronlands an das habsburgische Eisenbahnnetz spielten. Interessant mit Blick auf die Stadtgeschichte Lembergs ist auch die Erkenntnis, dass – anders als z. B. in Krakau – die

Vielzahl der politischen Akteure, die an der Entscheidung über den Standort des Bahnhofs der Carl-Ludwig-Bahn (des späteren Hauptbahnhofs) in Lemberg mitwirkten, die Suche nach einem günstigen Bauplatz erschwerte und die Wahl letztlich auf ein Grundstück fiel, das schon Zeitgenossen wegen seiner peripheren Lage als suboptimal betrachteten (S. 308 f.). Allerdings, das wird in W.s Studie deutlich, entwickelte sich Lemberg nach 1861 aufgrund der Lage des Bahnhofs vor allem im westlichen Teil der Stadt recht dynamisch. Dennoch ließ die erhoffte industrielle Entwicklung Galiziens nach der Anbindung des Kronlandes an das Schienennetz auf sich warten, und die Provinz blieb innerhalb der Monarchie ein Lieferant von Rohstoffen und landwirtschaftlichen Erzeugnissen sowie Abnehmer für gefertigte Waren aus anderen Teilen des Reiches. Aufschlussreich finde ich auch die Beobachtung, dass sich die verhaltene Berichterstattung über die Einweihung des Lemberger Bahnhofsneubaus von 1904 in der polnischsprachigen Presse auch als Ausdruck eines „kühler werdenden Verhältnis[ses] zwischen Wiener Zentrum und galizischer Provinz“ (S. 271) interpretieren lasse.

Thesen dieser Art, die darauf abzielen, die hier gewonnenen Erkenntnisse in einen größeren historischen Kontext einzuordnen, hätte ich mir in der flüssig geschriebenen, manchmal jedoch stark deskriptiv gehaltenen Arbeit häufiger gewünscht. Insgesamt hätte es der Arbeit gutgetan, an der ein oder anderen Stelle den Fokus etwas zu weiten und Beobachtungen zur Stadt- und Verkehrsgeschichte Galiziens in Bezug zu aktuellen Forschungen zur Habsburgermonarchie (als imperialem Raum), zur Geschichte geografischer Mobilität (Binnenmigration und Auswanderung) oder zur Verkehrsgeschichte anderer Imperien, z. B. des Russländischen Reiches oder Großbritanniens, zu setzen. Gewonnen hätte die Veröffentlichung auch durch die Erstellung von speziell auf den Inhalt der drei Abschnitte zugeschnittenen Landkarten bzw. Stadtplänen. Zwar ist der Band reich (und auch mit Kartenmaterial) illustriert. Die Reproduktionen der im Original großformatigen Karten sind im vorliegenden Band jedoch leider zum Teil kaum leserlich und daher wenig hilfreich bei der Orientierung in dem von der Eisenbahn neu geordneten galizischen Raum.

Basel

Frithjof Benjamin Schenk

Moritz Csáky: Das Gedächtnis Zentraleuropas. Kulturelle und literarische Projektionen auf eine Region. Böhlau Verlag, Wien u. a. 2019. 392 S. ISBN 978-3-205-20877-8. (€ 50,-)

Eingehend setzt sich der renommierte österreichische Kulturhistoriker Moritz Csáky in seiner aktuellen Monografie mit kulturtheoretischen Forschungsansätzen auseinander, an deren Etablierung er seit den frühen 1980er Jahren maßgeblich mitwirkt. Als entscheidender Wegbereiter postkolonialer, ergo inter- sowie transdisziplinärer Perspektiven auf den plurikulturellen und multinationalen Raum „Zentraleuropa“ macht C. auf diese Weise die Relevanz und Fruchtbarkeit seiner wissenschaftlichen Arbeit für die Geschichts- und Kulturwissenschaften einmal mehr sichtbar. So lässt sich das vorliegende Werk als Kumulation seiner vorangegangenen, viel zitierten Studien über Raumkonzepte, interkulturelle Kommunikation, Semiotik, kollektive Gedächtnisse und Erinnerungskulturen lesen.

Schon vor gut einem Jahrzehnt gab C. zu verstehen¹, dass er mit der Hinterfragung kulturell bedingter geografischer Einheiten die Re-Definition traditioneller Wissenschaftsdisziplinen beabsichtigt. In seinem neuesten Werk rückt er allerdings nicht die urbanen Milieus, sondern stärker noch Zentraleuropa als Entität ins Blickfeld. Da er das jeweilige Gesamtstaatsbewusstsein namhafter Literat*innen und Denker*innen des 20. Jh. in Bezug auf das späte Habsburgerreich präsentiert, sind seine Ausführungen vor allem für die neuere Imperienforschung interessant. Durch kulturwissenschaftliche Analysen der facettenreichen Beobachtungen und Überlegungen in den (literarischen, journalistischen, autobiogra-

¹ MORITZ CSAKY: Das Gedächtnis der Städte. Kulturelle Verflechtungen – Wien und die urbanen Milieus in Zentraleuropa, Wien 2010.

fischen) Berichten der besagten Zeitzeug*innen arbeitet C. im Hauptteil unterschiedliche Wahrnehmungsformen vom imperialen Einheitsstaat heraus, die aufzeigen sollen, inwiefern Europa bis heute als ein zusammenhängender Kommunikationsraum gedacht werden kann. Dabei sieht C. im Offenlegen der sozialen, kulturellen und historischen Mehrfachcodierung dieser Region eine Chance, Differenzen und Heterogenitäten als etwas Einendes anstatt Spaltendes zu verstehen.

Bevor er mittels hermeneutischer Textanalyse erörtert, wie und womit Zusammengehörigkeitsgefühle in der Habsburgermonarchie ab 1900 evoziert worden sind, gibt der Vf. den Leser*innen das hierfür nötige theoretische Rüstzeug an die Hand. Unter Heranziehung mehrerer anschaulicher Beispiele bekräftigt C. seine Gedankengänge auf über 110 Seiten *in extenso*, wodurch der Titelzusatz „Eine Einführung“ in Kap. I ungerechtfertigt erscheint. Eine konzisere Einleitung hätte dem Einstieg in das Werk zwar mehr Stringenz verliehen, aber sicherlich auch die Entstehung der empirisch fundierten Theorie weniger gut nachvollziehbar gemacht. Wer mit C.s Thesen vertraut ist, weiß, dass er unter deutschsprachigen Historiografen seit langem (vergeblich) dafür plädiert, mit dem geografischen, politisch neutralen Begriff „Zentraleuropa“ zu operieren. Redundant sind daher seine ausführlichen Erläuterungen, aus welchen Gründen sich dieser Terminus besser eigne als der ideologisch vorbelastete Begriff „Mitteleuropa“. Daran aber, dass der Vf. selbst nicht vor dem Gebrauch politisch konnotierter Begriffe wie „zaristisch“ (S. 39, 319) gefeit ist, zeigt sich, dass eine wiederholte Auseinandersetzung mit gängiger Fachterminologie durchaus angebracht ist, um den Mechanismen von Kultursemiotik und *mental mapping* auf die Spur zu kommen. C. lenkt den Blick auf die Vielstimmigkeit, Performativität und Fragilität von kollektivem Raumbewusstsein: „Raum wird dementsprechend als ein ‚rationaler Raum‘ vorgestellt, der erst durch individuelle Vorstellungen von wechselseitigen Beziehungen beziehungsweise von Zusammenhängen, durch gesellschaftliche Aushandlungen also und symbolische Codierungen jeweils eine unterschiedliche Gestalt annehmen kann und somit auch immer wieder umschrieben werden will“ (S. 34). In der Tradition des *spatial turns* erklärt der Vf. Zentraleuropa folglich zum hybriden „Dritten Raum“ (S. 35, 51–53), d. h. zum „Resultat von performativen kommunikativen kulturellen Praktiken, mit denen man diesen Raum ‚kognitiv‘ zu umschreiben, zu definieren und sich verständlich zu machen versucht“ (S. 37). Die historisch-politisch abgesteckten Grenzen des ehemaligen Habsburgerreiches könnten schließlich als reale Konkretisierung eines solchen Raumes gelten, da hier verschiedene Kulturen und Völker von „hybriden Identitäten“ als Einheit imaginiert worden seien (S. 38–80).

Ausgehend von einem offenen, fluiden Kulturbegriff, stellt sich C. gegen eine „in sich geschlossene, holistische, essentialistische Vorstellung von Kultur als einer homogenen ‚Containerkultur‘“ (S. 58) und somit gegen die Behauptung der Existenz einer kohärenten Nationalkultur, die fälschlicherweise Sprache zum Primärmerkmal der Zusammengehörigkeit deklariere (S. 78, 100). Folgt man den Ausführungen des Kulturhistorikers, so kann das um 1900 herrschende Gesamtstaatsbewusstsein in der Habsburgermonarchie nur dann richtig erfasst werden, wenn man erkennt, dass es sich aus unterschiedlichen, untereinander konkurrierenden und ineinander verwobenen Erinnerungsmodi und Gedächtnisinhalten zusammensetzte, wobei „Grenz- und Schwellenländer für kulturelle Transfer- und Translationsprozesse“ (S. 321) eine besondere Relevanz besaßen.

Um dieses Gedächtnis-Konglomerat besser greifbar zu machen, wendet sich C. in den Kap. II bis V den zentraleuropäischen Vorstellungswelten Franz Kafkas, Hermann Bahrs, Joseph Roths und Miroslav Krležas in Einzelstudien zu. Dabei beleuchtet der Vf. nicht nur die parallel erschlossenen Erfahrungshorizonte dieser vier Angehörigen der imperialen Deutungselite anhand von ausgewählten Texten. Er arbeitet ebenso die je eigenen Schwerpunkte heraus (Mehrdeutigkeiten und Verunsicherungen, slawische Dominanz, innere Kolonisierung und Hybridität), an denen sich die Äußerungen jener berühmten Denker über den österreichisch-ungarischen Vielvölkerstaat vorwiegend ausrichteten. Zur besseren Einordnung der präsentierten Stimmen wären kurze biografische Abrisse hilfreich ge-

wesen, selbst wenn der Vf. sich für die strikte Trennung von Autor und Text aussprechen mag. In den anschließenden zwei Kap. VI und VII wird ohnehin vom Gliederungsprinzip abgewichen, indem nicht mehr die Aussagen *eines* Autors zum Anlass weiterführender Überlegungen genommen, sondern vielmehr die Aspekte „Mehrsprachigkeit“ und „Fremdheiten“ an vielen verschiedenen Textbeispielen von den erwähnten und anderen Personen erörtert werden. Hier weist die Studie strukturelle Schwächen auf, denn der in Kap. VII eingeschobene Exkurs über „Religiöse Vielfalt und Heterogenität“ reißt leider ein viel zu großes Themenfeld an, um auf nur fünf Seiten behandelt werden zu können. Auch die Einbindung der (einzigen) weiblichen Stimme von Wilma von Vukelich findet sehr überraschend, ohne Kontextualisierung statt. Außerdem erscheinen der Sprung in die Gegenwartsgeschichte und die Überlegungen zum aktuellen Europabegriff im Kontext globaler Prozesse im letzten Kapitel etwas abrupt und knapp.

Statt einer Schlussbetrachtung liefert C. mit Kap. VIII einen Ausblick darüber, inwiefern man „Zentraleuropa zum Gegenstand einer eingehenden Untersuchung und eines analytischen Verfahrens“ (S. 319) machen kann. Er hält fest, dass es sich hierbei um „ein praktikables Modell [...], mit dem man [...] kulturelle Prozesse im Allgemeinen zu erklären und zu deuten vermag“ (S. 323), handelt. Auf diese Weise könne man auch die Differenziertheit des heutigen Europas besser begreifen und sogar „den Zusammenhalt der europäischen Staaten“ (S. 331) festigen, vor allem in Hinblick auf die aktuellen Migrationsdebatten. So skizziert C. Kontinuitäten vergangener und heutiger Wahrnehmungen von Europa und macht deutlich, dass die Einnahme (neo)nationalistischer Perspektiven keinesfalls unausweichlich ist: „Europa beinhaltete in der Vergangenheit und beinhaltet in der Gegenwart unterschiedliche, sich konkurrierende, von sprachlich-kulturellen Diversitäten und Differenzen bestimmte, sich jedoch überlappende (entangled) beziehungsweise entgrenzte Kommunikationsräume mit vielfachen kulturellen Kontaktzonen (cultural encounters), deren Referenz- und Identitätsbezüge folglich stets mehrdeutig und ambivalent bleiben“ (S. 336). Mit dem abschließenden Plädoyer zur Anwendung „Zentraleuropas“ als analytische Kategorie auf den heutigen europäischen Raum überzeugt der Vf. vom hohen Mehrwert seiner Forschungen, deren Ergebnisse aber auch ohne den Bezug auf die Gegenwart aufschlussreich und unerlässlich sind. Die vorliegende Monografie besitzt demnach das Potenzial, zu einem Standardwerk der (*Eastern*) *European Studies* zu avancieren.

Berlin

Nora Mengel

Football Politics in Central Europe and Eastern Europe. A Study on the Geopolitical Area's Tribal, Imaginal and Contextual Politics. Hrsg. von Roland Benedikter und Dariusz Wojtaszyn. Lexington Books. Lanham/MD 2020. 145 S., Ill. ISBN 978-1-7936-2246-4. (\$ 90,-).

„Postmoderne Politik“ sei im Kern „Fußballpolitik“ (S. 6) zitiert Mithrsg. Roland Benedikter den deutschen Filmkritiker Rüdiger Suchsland in der Einleitung des zu besprechenden Bandes, der das Verhältnis von Fußball und Politik nach 1991 in einen breiteren historischen Kontext einbetten möchte. „Bahnbrechend“ sei diese Publikation – so das einhellige Urteil des früheren Torwarts der polnischen Fußballnationalmannschaft, Jan Tomaszewski (hintere Umschlagseite), und des Direktors der Willy Brandt Zentrums für Deutschland- und Europastudien der Universität Wrocław, Krzysztof Ruchniewicz (S. 138). Die Welt ist für die Hrsg. anscheinend die wichtigste Nebensache des Fußballs, möchte man postmodern rezensierend hinterherrufen. Und man staunt, wie nahe in allen sieben Beiträgen des Bandes Relevantes neben Beliebigem, historische und politikwissenschaftliche Analysen neben journalistischen Schnellschüssen und die Dekonstruktion des Mythos vom „unpolitischen Sport“ neben Politikberatung mit dem Ziel, humanistische Werte durch den Sport als Antidot zur Renationalisierung zu verbreiten, zu stehen kommen können.

Der Band geht von der Beobachtung aus, dass sportliche Großereignisse wie Fußballweltmeisterschaften oder Olympische Spiele eine globale Medienaufmerksamkeit auf sich ziehen. Damit bieten sie den veranstaltenden Ländern, bei denen es sich immer seltener um gefestigte Demokratien handelt, eine internationale Bühne zur Selbstdarstellung und zur Ausübung von *soft power*. Auch unangenehme innenpolitische Botschaften lassen sich durch gutes Timing vom Medienrummel um Ereignisse des Weltsports überdecken, so beispielsweise eine Steuererhöhung in Russland, die während der dortigen Fußballweltmeisterschaft 2018 angekündigt wurde. Diese Argumentationslinie wird in mehreren Beiträgen mit dem Konzept der *Imaginal Politics*¹ theoretisch abgestützt. Ein zweites Thema zieht sich durch den Band: Fankultur und Hooliganismus deuten die Beiträgerinnen und Beiträger als Ausdruck einer (Re-)Tribalisierung. Bot demgemäß die Masse den Fans in sozialistischen Gesellschaften einen gewissen Schutz für dissidente Manifestationen gegen das Regime, so wendet sich der Widerstand gegen „das System“ heute häufig gegen die EU und transnationale Institutionen der Globalisierung. Die Hooligans der postsozialistischen Staaten seien daher als Speerspitze einer rückwärtsgewandten Renationalisierung zu betrachten. Ihre besonders hohe Gewaltbereitschaft lasse sich auf den Zweiten Weltkrieg und die anschließende Sowjetisierung zurückführen. Deshalb, so die Empfehlung der Hrsg. an die EU (S. 60, 72), sollte die Erforschung von Fußballpolitik und Hooligan-Kulturen intensiviert werden.

Russland und Polen stehen im Zentrum des vorliegenden Bandes. Zwei Fallstudien grenzen sich jedoch geografisch davon ab. Bogdan Popa führt die erstaunlich geringe Zahl von Freundschaftsspielen der rumänischen Fußballnationalmannschaft gegen ihre ungarischen Nachbarn im 20. Jh. in plausibler Weise auf den Territorialkonflikt um Siebenbürgen zurück. Mithrsg. Dariusz Wojtaszyn stellt in einem seiner Beiträge die Verbindungen dar, die zwischen den Fans von Hertha BSC und dem 1. FC Union Berlin im geteilten Berlin über die Blockgrenzen des Kalten Krieges hinaus bestanden, sich im wiedervereinigten Deutschland aber bald auflösten.

Schafft man als Leser selbst Querbezüge zwischen den verschiedenen Beiträgen des Bandes, eröffnen sich zusätzliche Perspektiven und neue Fragen. So benennt Mirjam Gruber in ihrem lesenswerten Kurzüberblick über das komplexe Verhältnis von Fußball und Politik in Europa u. a. den tiefen *gender gap* zwischen Männern und Frauen sowie die fast völlige Absenz von LGBTQ-Themen. Leider geht der vorliegende Band aber nicht weiter der Frage nach, wie dieser Befund in den größeren Kontext einzubinden ist. Spiegelt sich darin die Unterrepräsentierung von Frauen in relevanten Politikfeldern wider? Oder wird vielleicht eher die behauptete eminente Rolle der Fußballpolitik relativiert, wenn ein großer Teil der Bevölkerung von der Medienberichterstattung über sportliche Großereignisse kaum erreicht wird? Der Aufwand, den Wojtaszyn in einem weiteren Beitrag betreibt, um die Anfänge des Fußballs in Lemberg (Lwów, L'viv) als Teil der polnischen Nationalgeschichte gegen ukrainische Ansprüche zu sichern, bestätigt unfreiwillig die an anderer Stelle des Bandes problematisierte Bedeutung des Fußballs für die Identitätspolitik ostmitteleuropäischer Staaten. Eines aber ist nach der Lektüre gewiss: Der Schütze des ersten Tors der polnischen Fußballgeschichte stand am 14. Juli 1894 in abseitsverdächtiger Position (S. 92).

Zürich

Stefan Wiederkehr

¹ CHIARA BOTTICI: *Imaginal Politics. Images Beyond Imagination and the Imaginary*, New York 2014.

Dietmar Müller: Bodeneigentum und Nation. Rumänien, Jugoslawien und Polen im europäischen Vergleich 1918–1948. (Moderne europäische Geschichte, Bd. 17.) Wallstein Verlag. Göttingen 2020. 479 S. ISBN 978-3-8353-3644-5. (€ 46,—)

Der vorliegende Band, die Habilitationsschrift Dietmar Müllers, beruht auf dessen Forschungsarbeiten zum Bodeneigentum in Ostmittel- und Südosteuropa, u. a. im Rahmen der in Leipzig durchgeführten Forschungsprojekte „Bodenrecht, Kataster und Grundbuchwesen im östlichen Europa“ und „Rechtskulturen in Ostmitteleuropa“. Das Buch vergleicht die Länder Rumänien, Jugoslawien und Polen im Zeitraum 1918–1948. Der Vf. begründet diese Fallauswahl damit, dass dort die Frage des Bodeneigentums mit einer Vielzahl nationaler, sozialer und rechtlicher Konflikte verbunden gewesen sei. Gerade in diesen drei Nachfolgestaaten der Habsburgermonarchie bestanden unterschiedliche Rechts- und Verwaltungsstrukturen bezüglich des Bodeneigentums. Die deutschen oder österreichisch-ungarischen Bodenevidenzsysteme (z. B. Kataster, Grundbuch) stießen hier auf jene aus dem jeweiligen „Altreich“.

Der Vf. analysiert die „Eigentumsregime“ anhand dreier unterschiedlicher Ebenen. Die erste Ebene der Normen, Vorstellungen, Gesetze und Verordnungen zum Bodeneigentum entspricht in etwa dem ersten Kapitel. Darin analysiert M. den Eigentumsbegriff in den Verfassungen der ostmitteleuropäischen Staaten in der Zwischenkriegszeit und geht darüber hinaus auf die verfassungsrechtlichen Diskurse und zeitgenössischen Diskussionen um das Bodeneigentum ein. Er stellt dabei fest, dass die liberal-individualistische Ansicht, die noch uneingeschränkt das Privateigentum garantierte, allmählich durch eine neue, national-protektionistische Meistererzählung abgelöst wurde. Er identifiziert dabei erstens den Einfluss des solidaristischen französischen Rechtsgelehrten Léon Duguit in Ostmittel- und Südosteuropa, zweitens die bestehenden lokalen und kommunalen Systeme, wie die serbische Heimstättengesetzgebung, und drittens die Tatsache, dass sich nach dem Ersten Weltkrieg der Sozialstaat und das Bedürfnis nach staatlichen Interventionen massiv ausweiteten.

Die zweite Ebene ist die der „Governance“ des Bodeneigentums. Dabei geht es nicht nur um die Umsetzung der verfassungsrechtlichen Grundsätze in technische und administrative Strukturen, wie z. B. eine effektive Geodäsie und die Einführung eines Grundbuchsystems, sondern auch um die Interessen der betroffenen Professionen. So habe z. B. in Rumänien das öffentliche Notariat – im ehemals habsburgischen Siebenbürgen für ein gut funktionierendes System der Bodenevidenz zuständig – den Interessen der Rechtsanwälte im rumänischen „Altreich“ gegenübergestanden. Bei den Bodenreformen im Rumänien der Zwischenkriegszeit, die den Großgrundbesitz enteignen und zugunsten der Kleinstbauern umverteilen sollten, sei also neben den sozialen, landwirtschaftlichen und ethnischen Faktoren eine weitere Dimension im Spiel gewesen: Die Rechtsanwälte hätten zum Schutz der Zukunftsperspektiven und finanziellen Interessen ihrer Berufsgruppe ihren Einfluss auf politische Parteien, das Parlament und das Rechtssystem geltend gemacht.

Im dritten Hauptkapitel konzentriert sich der Vf. auf zwei besondere Aspekte: einerseits die Darstellung des Bodeneigentums als Teil des Nationsbildungsprojektes, andererseits die Internationalisierung dieser Frage durch den Minderheitenschutz des Völkerbunds. Hier schränkt er den geografischen Rahmen auf die Fallbeispiele Siebenbürgen, Bukowina, Vojvodina und Galizien ein. Obgleich die angekündigten binnennationalen Vergleiche zwischen einzelnen Regionen (S. 27) im Rest der Studie leider relativ oberflächlich bleiben, führt M.s Verknüpfung der Diskurse des Bodeneigentums und der jeweiligen Nationsbildungsprojekte in diesem Kapitel zu interessanten Befunden. Während z. B. die Agrarreform in Westpolen mit der Enteignung der deutschen Minderheit, um vergangenes Unrecht wiedergutzumachen, einen ausgeprägt „revendikativen Charakter“ (S. 323) getragen habe, habe die Ansiedlung polnischer Kolonisten im mehrheitlich ukrainischen Ostgalizien als zivilisierende Maßnahme zur wirtschaftlichen Modernisierung und kulturellen Hebung der Region gegolten.

Das Buch ist innerhalb der einzelnen Kapitel nach den nationalen Fallstudien gegliedert. Die jeweiligen Unterkapitel über Rumänien sind die ausführlichsten; die Abschnitte zu Polen sind dafür kürzer gehalten und basieren stärker auf der einschlägigen Sekundärliteratur. Die Gliederung ist mit Blick auf die Komplexität der jeweiligen diskursiven, rechtlichen und verwaltungstechnischen Kontexte durchaus nachvollziehbar. Allerdings hält sich der Vf. mit Rückschlüssen auf Bodeneigentum und Nation in Ostmitteleuropa insgesamt weitgehend zurück. Er überlässt es der/dem Leser*in, den Überblick zu behalten und Lehren aus dem Buch gegebenenfalls auf andere Länder in der Region zu übertragen.

M.s Entscheidung, auch den Zeitraum der sog. „Volksdemokratien“ 1944/45–1948 einzubeziehen, soll besonders positiv hervorgehoben werden. Er widerspricht explizit der gemeinhin in der Historiografie Ostmitteleuropas vertretenen Darstellung, dass die Bodenreformen der Nachkriegszeit eine „Vorstufe“ der kommunistischen Kollektivierung gewesen seien und nicht erkennbar mit den positiv bewerteten Bodenreformen der Zwischenkriegszeit zusammenhängen würden (S. 326–329). M. hebt gerade die Kontinuität der Diskurse und rechtlichen Konstruktionen hervor, z. B. bei der Idee, dass Bodeneigentum eine kollektive Verpflichtung für das Wohl der Nation beinhalte. Ironischerweise drängten gerade die liberalen und nationalbäuerlichen Parteien Nachkriegsrumäniens auf eine schnelle Kollektivierung, während die kommunistischen Parteien versucht hätten, die Entwicklung zu bremsen, sich als „Freunde der Bauern“ (S. 336) darzustellen, und in zynischer Weise sogar den liberal-individualistischen Eigentumsbegriff und nationalistische Begründungsmuster für die Agrarreform hervorhoben.

Leider wird in dem vorliegenden Buch kaum auf die Kriegszeit und ihre Auswirkungen auf Bodeneigentum und Nation eingegangen. Der Vf. bestätigt sogar explizit, dass in Osteuropa nach 1945 eine viel breitere Basis für radikale Eingriffe in die Bevölkerungs- und Eigentumsstruktur vorhanden gewesen sei. Aber gerade dann ließe sich nach den Kriegserfahrungen in Polen und Jugoslawien mit Blick auf Diskurse und Praktiken des Eigentumsrechts fragen. Bei der Feststellung einer Kontinuität hinsichtlich Bodeneigentum und Nation wirkt es merkwürdig, die Geschichte der Diskurse und Praktiken 1939/41 abzubrechen und nach 1944/45 fortzusetzen, ohne die Spuren der Entrechtung und Vertreibung unter deutscher Besatzung zu berücksichtigen.

Die dritte Ebene der „Eigentumsregime“, die gesellschaftliche Dimension und die *agency* der bäuerlichen Bevölkerung, wird erst am Ende der Studie, unter der Überschrift „Zusammenfassung und Ausblick“, weiter vertieft. Nach dem Überbau der Staaten, Verfassungen und ethnischen Minderheiten und dem Mittelbau der Institutionen und Verwaltungsstrukturen lenkt M. seine Aufmerksamkeit hier auf die Handlungsoptionen der Landbevölkerung. Dabei macht gerade dieser Unterbau, die soziale, wirtschaftliche und kulturelle Realität auf dem Land, einen beträchtlichen Teil des „Alleinstellungsmerkmals“ (S. 27) der Region Ostmitteleuropa in diesem Zeitraum aus. In vielen Fällen erfolgte die Aufteilung der großen Landgüter nach beiden Weltkriegen durch spontane, „wilde“ Aktionen der lokalen Bevölkerung, die erst nachträglich durch Gesetze und Verwaltungsakte legitimiert wurden. Dagegen sei die Durchführung der „Elitenprojekte“ (S. 411) Umverteilung, nationale Erneuerung oder Kolonisierung in beiden Agrarreformen gescheitert. Das besondere Verdienst dieses Werks für die Ostmitteleuropaforschung liegt in der Hervorhebung dieses bislang größtenteils unerforschten Mittelbaus von Akteuren und Strukturen der Bodenevidenzsysteme.

Nijmegen

Kristian Mennen

Die Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden durch das nationalsozialistische Deutschland 1933–1945. Bd. 13: Slowakei, Rumänien und Bulgarien. Hrsg. von Barbara Hutzemann, Mariana Hausleitner und Souzana Hazan. De Gruyter Oldenbourg. Berlin 2018. 800 S. ISBN 978-3-11-036500-9. (€ 59,95.)

Im 13. Band des auf 16 Bände angelegten monumentalen Buchprojekts *Die Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden durch das nationalsozialistische Deutschland 1933–1945* (VEJ) werden die Verbrechen in Bulgarien, Rumänien und der Slowakei unter die Lupe genommen. Der Einzelband folgt dem Muster der Reihe, indem 343 zumeist für das deutschsprachige Publikum unbekannte Quellen mit umfassenden Notizen, Verzeichnissen und Fußnoten publiziert werden. Das Werk enthält außer den Dokumententexten eine detaillierte Einleitung, die den notwendigen historischen Kontext zur Deutung der jeweiligen Quellen liefert. Trotz aller im Folgenden angeführten Kritikpunkte fällt das Urteil der Rezension im Grundsatz positiv aus; der Band ist informativ, gut strukturiert und sowohl für wissenschaftliche Zwecke als auch für den Unterricht geeignet.

Der Einzelband bietet einen tiefen Einblick in die Geschichte der behandelten drei Staaten, die in Bezug auf die Schoah sowohl Parallelen als auch Differenzen aufweisen. In der Einleitung werden eher die Ähnlichkeiten betont, wodurch nicht zuletzt auch die Bearbeitung der Quellen dieser drei Länder in einem gemeinsamen Band legitimiert werden soll. Dies ist jedoch hinsichtlich sowohl des generellen historischen Kontextes als auch des Hauptthemas durchaus problematisch. Während in Rumänien und in der (Tschecho-)Slowakei die Wurzeln des Antisemitismus bis in die Zeit der Nations- und Staatsbildung zurückreichen, war in Bulgarien die Lage der einheimischen Juden deutlich besser. Dieser Umstand war auch in den 1940er Jahren von Bedeutung: Während der slowakische und der rumänische Staat – teils auf deutschen Druck, teils aber in eigener Verantwortung – bei der Vernichtung der Juden mitwirkten, protestierten Behörden und Bevölkerung in Bulgarien – wenigstens in Alt-Bulgarien – gegen die Deportationen, wodurch die Juden trotz aller Entrechtung und Diskriminierung ihrer Vernichtung entgingen.

Die gewählte Bandkonzeption ermöglicht es zwar, die drei Staaten komparativ in den Blick zu nehmen. Jedoch drängt sich die Frage auf, ob es nicht gewinnbringender gewesen wäre, die Region Mittel- und Südosteuropa in anderer Weise aufzuteilen. Während Bulgarien in diesem Zusammenhang besser zu den Staaten Südosteuropas passt, lassen sich zwischen der Slowakei und Ungarn bzw. Rumänien und Ungarn deutlich mehr Parallelen ziehen. Für „Ungarn 1944–1945“ ist ein eigener Einzelband (Nr. 15) vorgesehen, wobei die Rezensentin hofft, dass dieses Zeitfenster breiter gestaltet und sich der 15. Band nicht nur auf die anderthalb Jahre nach der deutschen Besatzung des Landes konzentrieren wird.

In dem Projekt wird eigentlich mit einem einheitlichen Zeitrahmen gearbeitet: Abgezielt wird auf die Darstellung der Judenverfolgung in Deutschland von 1933 bis 1945, in den verbündeten Staaten ab 1938. Fraglich ist, ob diese Einheitlichkeit im Fall von solchen Staaten und Regionen sinnvoll ist, die in dieser Epoche besetzt, von einem Staat abgetrennt und einem anderen Staat angeschlossen wurden, wodurch sich auch die gesetzliche Regelung der sog. „Judenfrage“ deutlich unterschied. Beispiele aus dem vorliegenden Band wären die slowakischen Gebiete, die gemäß dem ersten Wiener Schiedsspruch Ungarn zugesprochen wurden, oder die rumänischen Gebiete, die nach 1940 wieder Ungarn angeschlossen wurden und von wo Juden massenweise deportiert wurden. Die Quellen im Band lassen diesen Umstand jedoch unreflektiert.

Indem als Anfangsjahr einheitlich 1938 festgelegt wurde, sind die Manifestationen des in diesen Staaten bereits früher herrschenden Antisemitismus nur teilweise dokumentiert. Besonders die tabellarische Chronologie im Anhang suggeriert fälschlicherweise, dass die Entrechtung und Verfolgung der Juden erst 1938 begonnen habe. Dieses Manko stellt unabhängig davon, dass das grundlegende Ziel des Projekts die Darstellung der Verbrechen des nationalsozialistischen Deutschlands ist, ein Problem dar. Ohne Hinweise auf diese Vorgeschichte wird einer historiografisch und politisch gefährlichen Tendenz Vorschub geleistet, welche die Aufklärung und Bewältigung der Eigenverantwortung der jeweiligen

Staaten vernachlässigt und Deutschland als den einzigen Täter darzustellen und zu verurteilen versucht.

Die veröffentlichten Quellen sind außerordentlich vielfältig und enthalten Egodokumente und Pressematerialien ebenso wie offizielle Unterlagen aus Deutschland und aus den jeweiligen Ländern. Sie dokumentieren alle Stufen des Schreckens, von den frühen antisemitischen Ausschreitungen über Entrechtung, Verfolgung und Diskriminierung bis hin zur Vernichtung. Dabei kommen alle denkbaren Facetten zum Vorschein: menschliche Abgründe, Diffamierung, Verrat, Benachteiligungen durch Behörden und Gesetzgebung, aber in einigen Fällen auch Momente der Humanität, wie Proteste und die Rettung von Menschenleben.

Die Hrsg. streben offensichtlich die Darstellung zahlreicher Aspekte und Perspektiven an, die Dokumente stammen aus diversen Fundorten; lokale Sammlungen sind ebenso vertreten wie internationale Institutionen und private Archive. Die Auswahl einiger Quellen, gerade im Bereich der Presse, erscheint der Rezensentin jedoch fraglich: Für das Projekt wäre insbesondere die Veröffentlichung übersetzter Artikel aus der Lokalpresse von Bedeutung; weniger eine Meldung aus der *New York Times*. Besonders zweifelhaft ist, ob sich die Verordnung über die Ausweisung der Juden aus Bratislava am besten anhand eines wortkargen Berichts in einer ungarischen Tageszeitung (*Pester Lloyd*) – anstatt des slowakischen Originals – veranschaulichen lässt.

Bei der Auswahl der Quellen wurde anscheinend großer Wert auf die Publikation von Egodokumenten bzw. persönlichen Berichten gelegt, was den Eindruck beim Lesen deutlich intensiviert. Eine andere Frage ist jedoch, inwiefern diese Quellen wegen ihres individuellen, einzigartigen, sporadischen Charakters repräsentativ sind. Fraglich ist ferner, ob in einem Dokumentenband nicht andere Quellensorten zu bevorzugen wären, weil über die Judenverfolgung und den Holocaust bereits zahlreiche Memoiren, Zeitzeugenberichte und Egodokumente veröffentlicht wurden, sowohl auf Deutsch als auch in den Landessprachen. In diesem Bereich kann das Projekt VEJ mit seinen ausschließlich im Druck vorliegenden Quellenbänden generell weniger bieten als solche teils digital und online zugänglichen Sammlungen wie die von Yad Vashem¹ oder die Interviews des Shoah Foundations Visual History Archives².

Die Vielfältigkeit der publizierten Quellen ist einerseits zu begrüßen, andererseits erschwert sie es Forscher*innen, sich ein Bild von der Repräsentativität und der Menge weiterer, vergleichbarer Dokumente zu machen. Die Verzeichnisse und Notizen helfen dabei zwar bis zu einem gewissen Grad weiter, für die wissenschaftliche Nutzung wäre es jedoch von Vorteil gewesen, wenn der Band auch Auskünfte über die Qualität und Quantität weiterer erforschbarer Materialien in den jeweiligen Ländern enthalten hätte. Der Band erscheint angesichts seines Umfangs von rund 800 Seiten im ersten Augenblick als umfangreich, ja mächtig. Setzt man ihn aber in Relation zu dem behandelten Thema, hinterlässt die Veröffentlichung von 120–150 Dokumenten je Land sogar einen etwas spärlichen und fragmentarischen Eindruck.

Diese Gedanken intendieren jedoch keinesfalls eine Infragestellung oder Abwertung dieser Quellensammlung. Die Rezensentin kann sowohl dem Einzelband als auch dem Gesamtprojekt nur ihre höchste Anerkennung aussprechen, weil hier ein wertvolles, grundlegendes Hilfsmittel für Forschung und Unterricht vorliegt. Ferner ermöglicht das Projekt dank der gründlichen Auswahl der Quellen und ihrer distinkten Darlegung ebenso für Laien einen tiefen Einblick in eines der dunkelsten Kapitel der Menschheitsgeschichte, was im Fall von Quelleneditionen nur selten der Fall ist.

Pécs

Beáta Márkus

¹ <https://www.yadvashem.org/> (24.02.2021).

² <https://vhaonline.usc.edu/login> (24.02.2021).

Flüchtlinge und Asyl im Nachbarland. Die Tschechoslowakei und Deutschland 1933 bis 1989. Hrsg. von Detlef Brandes, Edita Ivaničková und Jiří Pešek. (Veröffentlichungen der Deutsch-Tschechischen und Deutsch-Slowakischen Historikerkommission, Bd. 22; Veröffentlichungen zur Kultur und Geschichte im östlichen Europa, Bd. 51.) Klartext Verlag, Essen 2018. 360 S. ISBN 978-3-8375-1905-1. (€ 34,95.)

Flucht- und Migrationsgeschichte haben Konjunktur.¹ In diesem Feld ist auch der vorestellte Band zu verorten, dessen 19 Einzelstudien die deutsch-tschechoslowakische Flucht- und Migrationsgeschichte des 20. Jh. untersuchen. Das Buch geht auf eine gleichnamige Tagung zurück, welche die Deutsch-Tschechische und Deutsch-Slowakische Historikerkommission 2014 durchgeführt hat.² Den Vertreibungen während und am Ende des Zweiten Weltkriegs wären Ansatz und Umfang des Bandes nicht gerecht geworden, und da diese Vorgänge von der Kommission bereits in anderen Publikationen verhandelt worden sind, werden sie im vorliegenden Band nicht thematisiert.³

In ihrer Einleitung skizzieren Detlef Brandes, Edita Ivaničková und Jiří Pešek zunächst die Geschichte des Asylrechts seit der Antike, ehe anhand einer Einführung in die Beiträge die Geschichte von Flucht und Asyl zwischen Deutschland und der Tschechoslowakei in ihren wesentlichen Zügen nachgezeichnet wird. Jochen Oltmer beleuchtet das bisher wenig beachtete Thema des „Asylrecht[s] und [der] Aufnahme von Schutzsuchenden in der Weimarer Republik“, die nach dem Ersten Weltkrieg und im Zuge der ostmitteleuropäischen Nachkriege und Revolutionen durch eine bis *dato* nicht für möglich gehaltene Zahl politischer Flüchtlinge herausgefordert war. Detlef Brandes widmet sich komplementär dem „Asylrecht und [der] Aufnahme von Flüchtlingen in der Tschechoslowakischen Republik 1918–1933“. Schwerpunkt seines Beitrags sind die bis zu 25 000 Menschen, die nach der Oktoberrevolution Russland verlassen hatten und in der ČSR temporär oder dauerhaft Zuflucht fanden. Kateřina Čapková hinterfragt unter dem Titel „Zuflucht für Prominente – Die Tschechoslowakei und ihre Flüchtlinge aus NS-Deutschland und Österreich“ das von der ČSR erfolgreich propagierte Selbstbild eines demokratischen Flüchtlingsrefugiums. Zuzana Poláčková untersucht den kurzen Zeitraum der „Flucht in die Tschechoslowakei nach dem ‚Anschluss‘ Österreichs 1938“. Sie zeigt das Elend der Emigranten und die zunehmende Gewalt Ende der 1930er Jahre, gegen die der in seiner Existenz stark gefährdete tschechoslowakische Staat den meisten Flüchtlingen kaum mehr Schutz bieten konnte. Peter Becher widmet sich den exemplarischen Schicksalen dreier deutschsprachiger Schriftsteller und Künstler in der ČSR: Oskar Kokoschka, Oskar Maria Graf und Max Brod. Ohne ihre gegenüber anderen Flüchtlingen privilegierte Stellung zu negieren, zeigt B. anhand ihrer Schicksale das Leid und die Ängste, die auch diese Personengruppe plagten. Im Anschluss daran nimmt Thomas Oellermann ein Desiderat der deutsch-tschechoslowakischen Flüchtlingsgeschichte näher in den Blick: die sudetendeutsche Sozialdemokratie und Arbeiterbewegung als eigenständige Akteure in der Flüchtlingshilfe für das reichsdeutsche sozialdemokratische Exil in der ČSR.

Peter Heumos widmet sich in seinem sozialgeschichtlichen Aufsatz der sozialen, ethnischen und religiösen Zusammensetzung der etwa 200 000 Menschen, welche die vom Deutschen Reich, Ungarn und Polen 1938/39 annektierten Gebiete in Richtung der ČSR verließen oder verlassen mussten. Für diese liegt nur dürftiges Zahlenmaterial vor, das H. aufschlüsselt und dabei anhand einiger Beispiele die Schicksale der verschiedenen Flüchtlingsgruppen skizziert. Jan Benda sondiert Licht und Schatten des Handelns der ČSR gegenüber den Flüchtlingen aus den im Oktober 1938 verlorenen Grenzgebieten. René

¹ Vgl. z. B. das vielbeachtete Buch von ANDREAS KOSSERT: *Flucht – Eine Menschheitsgeschichte*, München 2020.

² Vgl. zur Konferenz den Tagungsbericht von Ulrike Lunow vom 01.12.2014, <https://www.hsozkult.de/conferencereport/id/tagungsberichte-5701> (31.03.2021).

³ Vgl. dazu die Webseite der Kommission: <http://www.dt-ds-historikerkommission.de/projekte/publikationen/> (31.03.2021).

Küpper untersucht „Flucht und Netzwerke sudetendeutscher Nationalsozialisten im Deutschen Reich nach 1933“. Entgegen ihrer eigenen Erwartung erreichten die vermutlich etwa 2000 nationalsozialistischen Emigranten aus der ČSR im Reich nie die Anerkennung und den damit verbundenen politischen Einfluss, der ihnen ihrem Selbstverständnis als „Frontkämpfer“ nach eigentlich zustand. Stefan Döllings Beitrag trägt den Titel „Flüchtlinge, ‚Flüchtlinge‘ und das Sudetendeutsche Freikorps im September 1938“. Unter den in Anführungszeichen gesetzten Flüchtlingen versteht D. den Großteil der Deutschen, die im September 1938 die Sudetengebiete in Richtung des Reiches verließen. Diese waren überwiegend kampffähige und -bereite Männer, die im Sudetendeutschen Freikorps an dem baldigen Einmarsch in die ČSR mitwirkten.

Der folgende Abschnitt widmet sich dem Komplex der Flucht aus der kommunistischen Tschechoslowakei und der Aufnahme der Flüchtlinge in der Bundesrepublik. Anna Bischof befasst sich mit Radio Free Europe, den dort wirkenden tschechischen und slowakischen Journalisten in den 1950er- und 1960er Jahren sowie den Sichtweisen der ČSR, der USA und der Bundesrepublik auf die Arbeit des Senders als eines zentralen Mediums des Kalten Krieges in Mitteleuropa. Slavomír Michálek behandelt zwei exzeptionelle Fluchtbewegungen aus der ČSR. Neben der Geschichte von drei zur Flucht genutzten Passagierflugzeugen (1950) und eines Passagierzuges (1951) diskutiert M. die von Hilflosigkeit geprägte Arbeit des tschechoslowakischen Geheimdienstes sowie die Aufbereitung des Themas in der westlichen und östlichen Agitation. Im Feld von Propaganda und Geheimdiensten bewegt sich auch Dušan Segeš, der in seinem Beitrag die propagandistisch, geheimdienstlich und ökonomisch motivierte Amnestiekampagne der tschechoslowakischen Regierung 1955/56 untersucht, die nach 1948 illegal ins Ausland emigrierte Tschechoslowaken zur straffreien Rückkehr einlud. S. vergleicht die Kampagne mit ähnlichen Vorhaben in anderen Staaten des Ostblocks. Nils Löffelbein widmet sich mit der „Aufnahme der tschechoslowakischen Flüchtlinge in der BRD nach dem Einmarsch der Truppen des Warschauer Paktes 1968“ einem Desiderat der Forschung, ist doch dieser quantitativ und politisch in seiner langfristigen Bedeutung kaum zu unterschätzende Komplex bisher wenig untersucht worden. Zugleich gewährt L. Einblick in die bundesdeutsche Asylpraxis Ende der 1960er Jahre. Anschließend untersucht Antonín Kostlán Emigration und Exil tschechischer Wissenschaftler in Westdeutschland 1948–1989. Anhand einiger Beispielbiografien sowie quantitativer Erhebungen skizziert K. eine „Kollektivbiografie“, in der er Motive, Karrieren und Lebenswege vergleichend in den Blick nimmt. Lenka Adámková befasst sich in ihrem literaturhistorischen Beitrag mit drei deutschsprachigen Autoren tschechischer Herkunft: Libuše Moníková, Kateřina Fusková und Jiří Gruša. Anhand ihrer Schriften und ihrer Verwendung der tschechischen und deutschen Sprache zeichnet A. die spezifischen Konfliktlagen dieser Emigrantengruppe nach und untersucht Fragen von Sprachwandel, Identitätsfindung und Entfremdungsprozessen. Tomáš Vilímek betrachtet anschließend die legale oder illegale Auswanderung von Tschechoslowaken während der Zeit der *normalizace* und diskutiert, inwiefern diese als eine Form des Protestes angesehen werden kann.

Jakub Doležal beschließt den Band mit einem Beitrag, in dem er anhand der steigenden Anzahl ausreisewilliger DDR-Bürger in der ČSSR im Herbst 1989 die eskalative Entwicklung für das Grenzregime von DDR und ČSSR aufzeigt. D. vertritt die These, dass die Bonner Regierung sich im Laufe des Spätsommers bewusst dafür entschieden habe, die Prager Botschaft für Bürger der DDR als möglichen Weg in die Emigration offen zu halten, um damit die DDR zu destabilisieren und so „aktiv zum Regimewandel in der DDR beizutragen“ (S. 332).

Ein Personen- und Ortsregister rundet den Band ab. Punktuell sind die Beiträge durch Querverweise verbunden, wobei diese Vernetzung noch hätte ausgebaut werden können. Nach Ansicht des Rezensenten liegen die Stärken des Bandes in dem querschnittartigen Aufzeigen ostmitteleuropäischer (Zwangs-)Migrationsregime im 20. Jh. anhand des deutsch-tschechoslowakischen Beispiels. Damit eignet sich das Buch nicht nur für For-

scher und Studenten, die zu einzelnen Aufsatzthemen arbeiten, sondern auch für solche Personen, die grundsätzlich an (ostmittel)europäischen Flucht- und Asylprozessen im 20. Jh. interessiert sind.

Viele der versammelten Beiträge bearbeiten und sondieren Desiderata, womit sich der Band als Inspiration für weitere Forschungs- und Studienarbeiten anbietet. Ein nach Ansicht des Rezensenten besonders relevantes Desiderat ist das von Becher am Beispiel des Prager Exils in den 1930er Jahren identifizierte: die Perspektive von Kindern auf Flucht und Asyl in der tschechoslowakisch-deutschen Migrationsgeschichte (S. 170 f.). Ebenfalls in diesem Kontext noch unterbelichtet ist die im Band immer wieder angesprochene geschlechtergeschichtliche Perspektive auf Flucht und Asyl.

Trotz der inhaltlich und methodisch vielseitigen Beiträge bleibt ein roter Faden erkennbar, was auch eine chronologische Lektüre des Bandes ergiebig macht. Für einige Kapitel des primär auf ein Fachpublikum ausgerichteten Buches erweisen sich vertiefte Kenntnisse der deutsch-tschechoslowakischen Geschichte des 20. Jh. als hilfreich, was aber für Einsteiger als Motivation verstanden werden kann, sich mit der ostmitteleuropäischen Geschichte auseinanderzusetzen. Dem Buch seien daher eine breite Leserschaft und viele auf seinen Beiträgen aufbauende Forschungen gewünscht.

Berlin

Vincent Regente

Raphael Lemkin: Ohne Auftrag. Autobiografie. Hrsg. von Donna-Lee Frieze, Irmtrud Wojak und Joaquín González Ibáñez. Aus dem Engl. (und Span.) übers. von Stephanie Arzinger. (Bibliothek Literatur und Menschenrechte.) Buxus Stiftung. Eschenlohe 2020. 421 S., Ill. ISBN 978-3-9817614-3-6. (€ 28,-)

75 Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg, und sieben Jahre nach der englischsprachigen Edition von Donna-Lee Frieze,¹ erscheint nun erstmals die deutsche Übersetzung der unveröffentlichten Autobiografie des aus dem Gouvernement Grodno stammenden Juristen Raphael/Rafał Lemkin (1900–1959), der die Kategorie „Genozid“ ersonnen und im Völkerrecht etabliert hat. Stephanie Arzinger hat das Werk in den allermeisten Passagen sicher und einleuchtend aus dem Englischen (und Spanischen) übertragen. Die hier neben F. nun hinzutretenden Hrsg. sind mit dem Madrider Berg Institute (der Völkerrechtler und Übersetzer der spanischen Edition von 2018 Joaquín González Ibáñez) sowie mit der 2013 gegründeten Buxus Stiftung (die Fritz-Bauer-Biografin Irmtrud Wojak) verbunden und eröffnen mit der vorliegenden Edition die *Bibliothek Literatur und Menschenrechte* in deutscher Sprache. Ein Vorwort für die deutsche Ausgabe, ein Foto- und Dokumentenanhang sowie die zusätzliche Übersetzung der Vorworte der spanischen Edition von 2018 (u. a. des Schriftstellers Antonio Muñoz Molina) ergänzen die reine Übertragung von F.s Arbeit, einer Leistung, die vor allem in der Zugänglichmachung, Ordnung und Verknüpfung von L.s unfertigen, maschinellen und handschriftlichen Aufzeichnungen aus der New York Public Library bestand.

Die Übersetzung des Originaltitels „Totally unofficial“, einer L. zugeschriebenen Bezeichnung, die auch in einem *New York Times*-Artikel aus dem Jahr 1957 über die ausgebliebene Ratifikation der Genozidkonvention durch die Vereinigten Staaten auftauchte, mit „Ohne Auftrag“ wird nicht näher begründet. Die spanischsprachige Schwesterausgabe bleibt dagegen mit „Totalmente Extraoficial“ näher am Original. Die nun vorliegende Edition fügt der eher als Leseausgabe konzipierten Edition F.s – neben der lesefreundlichen Umwandlung von End- zu Fußnoten – mit „Anm. d. Hrsg.“ sowie „Anm. d. Ü.“ versehene zusätzliche Erklärungen hinzu, was durchaus einen Mehrwert für Leser*innen darstellt, jedoch auch zu leichter Verwirrung führen kann, wenn man sich nicht selbstständig die handwerkliche Vorgehensweise der Edierenden durch Vergleiche mit der Originalausgabe

¹ Totally Unofficial. The Autobiography of Raphael Lemkin, hrsg. von DONNA-LEE FRIEZE, New Haven – London 2013.

oder gar den Originalmanuskripten L.s erschließt. Bedauerlicherweise ist trotz der zahlreichen Vorworte an keiner Stelle eine kurze Erläuterung zum eigenen Verfahren bei solch einer Editionsübersetzung und -erweiterung zu finden. Lediglich in einer Fußnote (S. 66) legt die Übersetzerin offen, dass es sich, wenn nicht anders angemerkt, „in Text und Fußnoten um eigene Übersetzungen auf der Grundlage von L.s englischsprachigem Original bzw. den englisch- und spanischsprachigen Anmerkungen der Herausgeber der jeweiligen Ausgaben“ handle. Hier wäre eine deutlichere und klarer nachvollziehbare Auseinandehaltung der Mehrfacheditionen im Anmerkungsapparat sicherlich wünschenswert gewesen. Schade ist auch, dass die Bibliografie nicht nach Archivnachweisen, gedruckten und digitalen Quellen sowie Sekundärliteratur trennt und das Abbildungsverzeichnis (zum Glück nicht auch das Register) leider durchweg auf die falschen Seitenzahlen verweist.

In der – zumindest nach der Ordnung, Auswahl und Sortierung durch F. – weitestgehend chronologischen Erzählung, deren Inhalt an dieser Stelle nicht umfassend referiert werden soll, nimmt die Darstellung von Natur und Ländlichkeit sowie von Unbekümmertheit und langsam einsetzender Ernsthaftigkeit im Heranwachsen des Protagonisten einigen Raum ein. Ausgehend von jener ethnisch wie konfessionell pluralen Welt der seit der dritten Teilung Polen-Litauens westlichen Randgebiete des Zarenreiches (heute Belarus), versucht L. wiederholt seinem Lebensweg retrospektiv teleologischen Sinn einzuschreiben, mal sehr direkt, mal subtiler. So stellt der Protagonist, der ein Dutzend Sprachen beherrscht haben soll, u. a. fest: „Die Kürze der hebräischen Sprache mit ihren bedeutungsschweren Worten prägt bis heute meine Art, in anderen Sprachen zu schreiben und zu sprechen“ (S. 79); oder „Als ich zum ersten Mal Tolstoi las, begriff ich, dass an eine Idee zu glauben heißt, sie zu leben. Ich beschloss, Vegetarier zu werden“ (S. 83). Letzteres blieb eine kurze Episode im Leben eines, wohlgemerkt, Siebenjährigen. Nach den – bis auf die Umstände des nicht persönlich vorgetragenen, später immer wieder als Meilenstein seines Nachdenkens über Genozid betrachteten Beitrags L.s „Barbarei und Vandalismus“ zur Strafrechtskonferenz in Madrid 1933 – kaum behandelten 1920er und 1930er Jahren springt die Geschichte zu den – gerade auch erzählerisch – eindrucksvollsten Kapiteln, in denen L.s Flucht 1939–1941 aus Warschau im Mittelpunkt steht: durch Ostpolen (zu Fuß, per Kutsche und Zug) nach Litauen, von Lettland per Flugzeug nach Stockholm, später weiter mit dem Flugzeug nach Moskau und mit der Transsibirischen Eisenbahn nach Vladivostok, mit dem Schiff nach Japan, von dort über den Pazifik nach Vancouver und weiter in die USA. Ebenfalls von großer Eindringlichkeit ist das Kapitel „Paris, 1948“. In Art eines „erzählerischen Berichts“ (S. 296) wird hier das konkrete Ringen L.s um die Genozidkonvention im Umfeld der 3. Generalsammlung der UN und des vorbereitenden Rechtsausschusses dargestellt. Das letzte Kapitel des Buches fällt dann deutlich aus der Reihe: Auf wenigen Seiten werden in staccatoartigem Notizstil L.s extreme – neben gesundheitlichen – finanzielle Nöte Anfang der 1950er Jahre geschildert, während er weiterhin, gegen zunehmenden Widerstand, für die Ratifizierungen der Konvention kämpfte. Ein ausgearbeitetes Manuskript lag den Hrsg. dazu nicht vor, und so endet die Autobiografie auch recht abrupt.

Nun könnte man fragen, wozu überhaupt diese Übersetzung und maßvolle Erweiterung der englischsprachigen Edition des auch im Original englischsprachigen Textes, seiner Form nach „teils Autobiografie, teils Biografie, teils Memoirenband und teils Bericht“ (F., S. 49)? Würde man voraussetzen, dass die meisten, die sich in einem akademischen oder auch schulischen Kontext mit der Geschichte von Völkermord und der Person L. beschäftigen, auch Englisch lesen, könnte man die Übersetzung dieser Autobiografie vielleicht als überflüssig empfinden. Darüber ließe sich sophistisch streiten ... Es scheint jedenfalls ein Anspruch der Edierenden gewesen zu sein, alle auftretenden, identifizierbaren Personen in Fußnoten mit ihren Lebensdaten, manchmal auch weiteren Informationen, zu versehen. Warum dies jedoch an so mancher Stelle ausbleibt, wird ebenso ihr Geheimnis bleiben (z. B. bei Graf d'Oultremont, fälschlich „-ment“, S. 286, oder Stuart Spencer, wobei eher John H. Spencer gemeint zu sein scheint, S. 307) wie auch die sich dem Rezensenten nicht ganz

erschließende Relevanz der Anmerkung dazu, welche Nummer das von L. 1948 in Paris bewohnte Hotelzimmer hatte (S. 261). Während stellenweise inhaltliche Irrtümer oder einfache Schreibfehler des Originals mit großer Vorsicht und Respekt in den Anmerkungen zu berichtigen versucht wurden, bleiben einzelne, eher eigentümliche (eventuell auch bereits im Originalmanuskript vorhandene) Fehler unkommentiert. So wird an einer Stelle die podlachische Stadt Białystok in den „Süden Russlands“ (S. 82) verlegt, was wohl nur durch eine nachhaltige 90-Grad-Drehung der Landkarte plausibel würde.

Trotz dieser Monita ist es ein Verdienst der Hrsg., die verfügbaren Teile jenes für die Geschichte des Völkerrechts und der Idee von Humanität im 20. Jh. so bedeutenden und letztlich jenseits von Spezialist*innen immer noch eher unbekannten Lebensweges einem deutschsprachigen Publikum in einem hochwertigen (und bezahlbaren) Buch zugänglich gemacht zu haben. Auch wenn man sich hier und da vielleicht eine etwas kritischere Editionspraxis gewünscht hätte, die noch konsequenter bestrebt ist, den vielen Aussparungen und Glättungen in der Erzählung einordnende und kontextualisierende Hinweise beizufügen, ist *Ohne Auftrag* in der vorliegenden Ausgabe nichtsdestotrotz eine wertvolle Lektüre für alle, die nicht nur auf die mittlerweile zahlreichen biografischen Arbeiten über L.² zurückgreifen möchten.

Gießen

Konstantin Rometsch

² Zuletzt RYSZARD SZAWŁOWSKI: Rafał Lemkin. Polski prawnik, twórca pojęcia „genocyd“ (ludobójstwo) oraz inicjator i główny architekt konwencji ONZ o genocydzie z 9 grudnia 1948. Biografia intelektualna [Rafał Lemkin. Polnischer Rechtsanwalt, Schöpfer des Begriffs „Genozid“ (Völkermord) und Initiator und Hauptarchitekt der UN-Konvention zum Genozid vom 9. Dezember 1948. Intellektuelle Biografie], Warszawa 2020.

Vladimír Krejčí: Poznamenání. Deset měsíců s Janem A. Baťou. [Gezeichnet. Zehn Monate mit Jan A. Baťa.] Hrsg. von Martin Jemelka. Kniha Zlín – Masarykův ústav a Archiv AV ČR. Praha 2019. 295 S., Ill., engl. Zus.fass. ISBN 978-80-7473-871-5; 978-80-88304-08-1. (KČ 289,–)

Die Geschichte des Baťa-Konzerns erfreut sich seit der politischen Wende in der Tschechoslowakei großen Interesses. Vor allem in den letzten Jahren konzentrierte sich die tschechische Baťa-Forschung auf die Geschichte der Fabrikstädte sowie des Unternehmens zur Zeit des Zweiten Weltkriegs. Trotz allem lag bisher immer noch keine aktuelle Biografie des Firmengründers Tomas Baťa vor, ebenso ist bisher keine Monografie zur Firmengeschichte erschienen, die die Entstehungszeit, den Zweiten Weltkrieg sowie die Nachkriegszeit und die Verstaatlichung der tschechoslowakischen Konzerne untersuchen würde.

Neben klassischer Forschungsliteratur ist vor allem seit den 1990er Jahren eine Vielzahl von Memoiren von bedeutenden Personen aus der Führungsriege des Konzerns erschienen. Mit den hier vorliegenden Erinnerungen wird der Zeitraum der ersten Tschechoslowakischen Republik bis hin zur kommunistischen Machtübernahme 1948 durch den studierten Juristen und späteren Berater Jan Baťas, Vladimír Krejčí, geschildert. Vor diesem Hintergrund ist es unbedingt zu begrüßen, dass mit der Publikation der von Martin Jemelka edierten Memoiren K.s eine Forschungslücke teilweise geschlossen wird. Anhand seiner Erinnerungen lassen sich die beiden entscheidenden Zäsuren und Umbrüche in der Geschichte der Tschechoslowakei näher in den Blick nehmen: die deutsche Besatzung und die Zeit des Zweiten Weltkriegs sowie die kommunistische Machtübernahme 1948.

Die Edition verfügt über eine ausführliche Einleitung in die Thematik, die detailliert auf den Forschungsstand, die Genealogie K.s sowie auf das Manuskript, auf dessen Grundlage die Edition entstand, eingeht. Darüber hinaus sind K.s Erinnerungen in zweierlei Hinsicht

bemerkenswert. Interessiert man sich für die Geschichte des Bat'a Konzerns, so gewinnt man wertvolle Einblicke in die alltägliche Arbeit in der Chefetage, und dies aus der Perspektive des unmittelbaren Umfelds von Jan A. Bat'a. Das Spannende ist dabei, dass die Eindrücke nicht von Angehörigen der Bat'a-Familie, sondern von einem autonomen Beobachter stammen, der auf einem klassischen Berufsweg in seine Stellung als Jurist und Berater gelangte. Detailreich wird geschildert, auf welcher untypischen Weise Jan A. Bat'a Probleme des Konzerns auf nationaler und internationaler Ebene löst, Konkurrenten ausspielt und mit seinem persönlichen Umfeld umgeht. Der turbulente Zeitraum, beginnend mit dem Münchener Abkommen, der Zerschlagung der Tschechoslowakei und der Besetzung Böhmens und Mährens, gefolgt vom Protektorat sowie der unmittelbaren Nachkriegszeit, ist auch für jene Leser interessant, die sich nicht ausschließlich mit Bat'a beschäftigen, sondern mit dem „Zeitalter der Extreme“ im Allgemeinen. K.s Erinnerungen beschreiben sehr plastisch die alltäglichen Aushandlungsprozesse zwischen den deutschen Besatzern und der lokalen Bevölkerung. Ab 1940 wurde die Firma einem deutschen Direktor, Albrecht Miesbach, unterstellt, den K. als „typischen deutschen Kleinbürger“ (S. 122) beschreibt. Krejčí schildert ausführlich sein Verhältnis zu Miesbach und zeigt anhand einiger Beispiele, wie er diesen ausspielte, aber auch, dass Miesbach ihn oftmals bei seinen Versuchen, deutsche Anweisungen und Regelungen zu umgehen, unterstützte bzw. dass er den Handlungsspielraum, den Miesbach besaß, zu seinen eigenen Gunsten nutzen konnte:

Nachdem z. B. die tschechischen Hochschulen im Jahr 1939 durch die deutschen Besatzer geschlossen worden waren und sich die militärische Lage des Deutschen Reiches verschlechtert hatte, ordnete die Reichsstudentenführung an, dass tschechische Medizinstudenten im Reich ihr Studium beenden sollten, um anschließend in deutschen Militär-lazaretten an der Front zum Einsatz zu kommen. Sollten sich die Medizinstudenten nicht an einer deutschen Hochschule einschreiben, würden sie zur Zwangsarbeit herangezogen. Schon nachdem die tschechischen Hochschulen geschlossen worden waren, stellte die Firma Bat'a einige der angehenden Mediziner in Zlín im firmeneigenen Krankenhaus ein. K. spielte mit den Studenten Fußball und erfuhr durch sie bei solchen Anlässen, dass sie vor einer schwierigen Entscheidung stünden: Würden sie nach Deutschland zum Studium gehen, könnte es von tschechischer Seite als Kollaboration gedeutet werden, würden sie dies nicht tun, so drohte ihnen Zwangsarbeit. Krejčí überzeugte Miesbach davon, die Studenten und ihre Arbeit im Bat'a-Krankenhaus für das Zliner Werk als kriegswichtig und somit als unabkömmlich (UK) einzustufen. Miesbach setzte sodann dieses Anliegen bei der höchsten Instanz im Protektorat Böhmen und Mähren – dem Amt des Reichsprotektors in Prag – durch. Die Studenten mussten zwar die Verordnung der Reichsstudentenführung unterschreiben, blieben jedoch im Zliner Krankenhaus.

Nach dem Krieg traten die Medizinstudenten erneut an K. heran, zu diesem Zeitpunkt arbeitete er bereits bei der Personalabteilung der staatlichen Tschechoslowakischen Filmgesellschaft (Československá filmová společnost). Den angehenden Medizinern war aufgrund der gegenüber der Reichsstudentenführung getätigten Unterschrift das Studium an den nun wieder geöffneten tschechischen Hochschulen bzw. die Arbeit in tschechischen Krankenhäusern verwehrt worden, da sie als Kollaborateure eingestuft wurden. K. erklärte dem Bund der tschechoslowakischen Studenten das trickreiche Manöver zu Kriegszeiten und erreichte so, dass die Studenten das Studium wieder antreten bzw. ihre Arbeit wieder aufnehmen konnten.

Nach der kommunistischen Machtübernahme in der Tschechoslowakei im Februar 1948 befand sich K. in einer schwierigen Situation. Seine Position im Direktorium der Stahl- und Maschinenbauindustrie wurde durch die neuen Machthaber in Frage gestellt. Es stellte sich jedoch heraus, dass der Schwager des Direktors der Personalabteilung ein Zliner Medizinstudent war und er diesen von K.s Hilfe während und nach dem Krieg unterrichtete. Dieser Umstand war entscheidend dafür, dass Krejčí seine Stelle behalten und weiter in diesem Industriezweig arbeiten konnte.

Diese Anekdote ist unter ganz unterschiedlichen Aspekten beachtenswert und beispielhaft und zeigt den Mehrwert der edierten Memoiren. Die Erinnerungen brechen die starre Dichotomie von Besatzern und Besetzten einerseits und Kollaboration und Widerstand andererseits auf und zeigen die konkreten alltäglichen Situationen, Vorgänge und Handlungsspielräume auf einer durchaus – wie diese Geschichte zeigt – politisch bedeutsamen Handlungsebene. Gleichzeitig erhält der Leser einen Einblick in die Transformationsprozesse der Kriegs- und Nachkriegszeit sowie in den schwierigen Alltag während der deutschen Besetzung, der Nachkriegszeit sowie der Frühphase des Stalinismus in der Tschechoslowakei.

Praha

Jan Vondraček

Katarzyna Person: Dipisi. Żydzi polscy w amerykańskiej i brytyjskiej strefach okupacyjnych Niemiec, 1945–1948. [DPs. Polnische Juden in der amerikanischen und der britischen Besatzungszone Deutschlands, 1945–1948.] Żydowski Instytut Historyczny im. Emanuela Ringelbluma. Warszawa 2019. 382 S., Ill. ISBN 978-83-65254-91-7. (PLN 54,–.)

Mit der Besetzung Deutschlands übernahmen die Alliierten 1945 die Verantwortung für das Schicksal der *Displaced Persons* (DP). Für diese unter dem nationalsozialistischen Regime aus Osteuropa verschleppten Menschen wurde in eilig eingerichteten „DP-Camps“ gesorgt. Bis Ende 1945 entstanden mehr als 250 solche Einrichtungen im besetzten Deutschland. Katarzyna Person hat sich nun genauer mit den Lagern befasst, in denen jüdische DPs in der US-amerikanischen und der britischen Besatzungszone untergebracht waren (die in der französischen Besatzungszone und im besetzten Österreich geblieben unberücksichtigt). Ihr Dasein war geprägt von den Nachwirkungen traumatischer Gewalt- und Verlusterfahrungen, von Trauer um getötete Angehörige, von Konflikten mit DPs anderer Nationalität – vor allem mit Polen – bei oft mangelndem Verständnis seitens der Lagerverwaltungen, von Angst vor einer unsicheren Zukunft, vor Kriminalität, Armut, vor der Feindseligkeit der im Umkreis lebenden Deutschen. Die Militärregierungen hielten ihrerseits Juden für ein Sicherheitsrisiko, das Aufsicht und Kontrolle erfordere, denn sie galten als Verantwortliche für den Schwarzmarkt, für Diebstähle, illegale Tauschgeschäfte, den verbotenen Devisenhandel. Der Mythos einer vermeintlich ostjüdischen Kriminalität kursierte sowohl unter Deutschen als auch bei Vertretern der Militärverwaltung (S. 134 f., 146). Juden in den Lagern warfen wiederum den Briten Antisemitismus und eine Bevorzugung der Polen vor, während die Amerikaner der Vorwurf traf, sie hielten es allzu sehr mit den Deutschen (S. 270). Die jüngere Generation suchte Halt im Zionismus und drängte mit aller Macht nach Palästina, um dort den Traum vom Judenstaat Wirklichkeit werden zu lassen. All dies lässt P. in ihrer Geschichtserzählung zusammenlaufen, die Beschreibung, Analyse und individuelle Fallbeispiele geschickt miteinander verbindet.

Das Chaos des Kriegsendes erlebten in Deutschland rund 50 000 jüdische Verfolgte. Unter ihnen befanden sich ca. 12 000–20 000 Personen, die ursprünglich aus Polen stammten; manche hatten eine nichtjüdische Identität angenommen (S. 19). Die Zahl der polnischen Juden erhöhte sich ständig, da viele von dort flohen, um nach Palästina zu gelangen. Die Vf. erforscht deren Erfahrungen mit den DP-Lagern, deren Einstellung gegenüber dem Herkunftsland Polen vor und nach der NS-Herrschaft sowie deren gefühlsmäßige Verfassung in Erwartung der herbeigeschnittenen Ausreise. Als Quellen nutzte P. Akten der betreffenden Behörden und Einrichtungen, Presseartikel, Briefe, Tagebücher, Erinnerungen und spätere Befragungen Beteiligter aus diversen Sammlungen. Eingesehen wurde eine Vielzahl von Beständen in Polen, Deutschland, Israel und den Vereinigten Staaten.

Die US-Besatzungszone war Hauptziel der Flüchtlinge, denn die Briten, die keine Migration nach Palästina wollten, verhielten sich abschreckend: Im niedersächsischen Belsen und Umgebung musste sich die mit rund 9000 Überlebenden zunächst größte Ansammlung jüdischer Menschen die Lagereinrichtungen mit polnischen Katholiken teilen. Und den neuankommenden Flüchtlingen, die von August 1946 an registriert wurden, erkannten sie

nicht mehr den bevorzugten Status des Verfolgten zu, sie galten vielmehr als Eindringlinge (infiltrates).

P. hat ihre Studie in elf Kapitel gegliedert. Nach einem einführenden Abschnitt über das Befreiungserlebnis und die Einrichtung der ersten DP-Lager in den Besatzungszonen geht sie auf den Exodus derjenigen ein, die sich an ihren früheren Wohnorten nicht mehr zu Hause fühlten; viele von ihnen entschieden sich dafür, ihr Leben mit der Existenz des ersehnten jüdischen Staats zu verbinden. Im dritten Kapitel blickt P. auf die Arbeit der Hilfsorganisationen. Sodann beschreibt sie das Verhältnis zwischen den jüdischen Überlebenden und der (west)deutschen Bevölkerung, welche ihre Vorurteile zunächst beibehielt und die DP-Camps als Ausgangspunkt krimineller Machenschaften betrachtete. Andererseits gab es in Bayern ein Jahr nach dem Ende des „Dritten Reiches“ mehr Juden als jemals zuvor (S. 133), in Hessen wurde Frankfurt „schnell zum Zentrum der DP“ (S. 172), und bis 1950 schlossen etwa Tausend von ihnen die Ehe mit deutschen Partner*innen (S. 144).

Einen genaueren Blick auf die Spannungen zwischen ostjüdischen DP und jüdischen Deutschen wirft P. im fünften Kapitel, in dem sie auf die Vielfalt der 1945–1948 in den DP-Camps geschaffenen Institutionen eingeht. Im sechsten Kapitel stehen über die Lager hinausgreifende gemeinschaftsstiftende Anstrengungen im Mittelpunkt – ihre Interessenvertretungen und der politisch tonangebende Zionismus. Trotzdem wirkten sich aus der jeweiligen Herkunft herrührende Gegensätze – wie der zwischen litauischen und polnischen Juden – weiterhin aus. Das im nächsten Abschnitt geschilderte religiöse Leben trat dahinter zurück und konnte nur mühsam in Gang kommen, zumal das spirituelle Empfinden von den durch das NS-Mordprogramm erlittenen Belastungen oder dem in der Sowjetunion erlebten Atheismus überlagert wurde. Erste Historische Kommissionen sammelten Erinnerungen, Ehrengerichte in den DP-Camps verhandelten vereinzelt gegen Personen, denen vorgeworfen wurde, den Deutschen in Gettos und KZs als Helfer*innen auf unwürdige Weise gedient zu haben. Das achte Kapitel greift den Sprachenstreit unter den Juden aus Polen auf: die Auseinandersetzung um das „richtige“ Mittel der Verständigung untereinander, als es für wenige Jahre zu einer Wiederbelebung des Jiddischen kam. Im neunten Kapitel schildert P. die Lage der (wenigen) Kinder unter den Überlebenden, ihre Betreuung und Beschulung. Die Frage des Umgangs mit in der damaligen Wahrnehmung sexuell Anormalen, darunter Homosexuellen, schneidet P. in einem Absatz leider nur an (S. 256).

Dem Verhältnis von Juden und Polen gilt das vorletzte Kapitel. Unter den über 3 Millionen Personen, die sich 1945 als Polen registrieren ließen, kehrten bis 1947 rund 70 Prozent zurück. Unterdessen nahm die Zahl der vor Antisemitismus fliehenden Juden aus Polen, insbesondere nach dem Pogrom in Kielce vom 4. Juli 1946, in den DP-Camps stark zu. Der innenpolitische Konflikt in Polen dehnte sich auf die DP-Lager aus und schuf dort unhaltbare Zustände. Juden verbanden Antisemitismus bei Polen mit dem der Deutschen, sahen in ihnen deren Helfer, Kollaborateure; der Pogrom in Kielce galt Juden als Fortsetzung des Holocaust und des jüdenfeindlichen Rechtsradikalismus der Vorkriegsjahre.

Im Abschlusskapitel liegt der Schwerpunkt auf der Auswanderung, überwiegend nach Palästina bzw. Israel. Nach der Massen-Auswanderung in die Vereinigten Staaten verblieben noch etwa 10 Prozent von einst 250 000 jüdischen DP zurück, die sich letzten Endes entschieden zu bleiben. Angesichts dieser erstaunlichen Entwicklung wird man der Vf. zwar beipflichten müssen, wenn sie im Schlusssatz erklärt, die Geschichte der DP, die als Juden, Polen und Ukrainer vor 1939 polnische Staatsbürger waren, sei ein unverzichtbarer Bestandteil der polnischen Nachkriegsgeschichte, „selbst wenn sie sich, wie die im Buch Beschriebenen, bewusst dagegen entschieden, Polen weiterhin anzugehören“ (S. 310). Doch machten diejenigen, die sich und ihre Nachkommen dem als Bundesrepublik neu entstehenden Deutschland anvertrauten, ihren persönlichen Lebensweg auch zu einem integralen Bestandteil der deutschen Sozial- und Migrationsgeschichte.

Rund dreieinhalb Jahrzehnte nach Wolfgang Jacobmeyers Pionierstudie *Vom Zwangsarbeiter zum heimatlosen Ausländer* (Göttingen 1985) und etwa ein Vierteljahrhundert nach den Arbeiten von Angelika Königseder, Juliane Wetzels und Mark Wyman ist mit *Dipisi* wieder eine synthetisch angelegte Studie erschienen, die den Großteil Deutschlands in den Blick nimmt. Dabei berücksichtigt P. nicht nur die inzwischen hinzugekommene Forschungsliteratur, sondern erstmals auch die zahlreichen polnischen Bezüge dieser (ost)mitteleuropäischen Verflechtungsgeschichte. Es bleibt daher zu hoffen, dass bald auch eine deutsche Übersetzung des Buches vorliegen wird.

Marburg

Klaus-Peter Friedrich

Akteur im Stillen. Enno Meyer und die Aussöhnung mit Polen und Juden. Hrsg. von Burkhard Olschowsky. (Schriften des Bundesinstituts für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa, Bd. 73.) De Gruyter Oldenbourg. München 2019. 206 S., Ill. ISBN 978-3-11-059718-9. (€ 49,95.)

Mit der Gründung der Gemeinsamen Deutsch-Polnischen Schulbuchkommission 1972 wurde der Annäherungsprozess zwischen der Volksrepublik Polen und der Bundesrepublik Deutschland um eine wichtige Facette bereichert. Das erste bedeutsame Ergebnis ihrer Arbeit waren die 1976/77 in 26 Punkten veröffentlichten „Empfehlungen für Schulbücher der Geschichte und Geographie“ in beiden Staaten. Eine bedeutende Vorarbeit dazu stellten die 1956 unter dem Titel „Über die Darstellung der deutsch-polnischen Beziehungen im Geschichtsunterricht“ veröffentlichten „47 Thesen“ des an der Oldenburger Hindenburgschule tätigen Gymnasiallehrers für Geschichte, Deutsch und Geografie Enno Meyer (1913–1996) dar. Meyer entwickelte in den frühen 1950er Jahren, nicht zuletzt aufgrund seiner Erfahrungen als Soldat an der Ostfront, ein besonderes Interesse für die Geschichte Polens und suchte angesichts des Mangels an geeignetem Lehrmaterial den Kontakt zu polnischen Historikern sowie dem 1951 in Braunschweig gegründeten „Institut für internationale Schulbuchverbesserung“ (heute: Georg-Eckert-Institut – Leibniz-Institut für internationale Schulbuchforschung). Im Jahrbuch des Braunschweiger Instituts erschienen 1956 dann auch die erwähnten Thesen.

In dem vorliegenden Band, der auf einen 2015 abgehaltenen Workshop in Oldenburg zurückgeht, hat der Hrsg. Burkhard Olschowsky, der selbst auch mit mehreren Aufsätzen vertreten ist, Beiträge von Fachwissenschaftlern und Wegbegleiter*innen Meyers versammelt. Die Beiträge verteilen sich auf vier Abschnitte: Unter dem Titel „Deutsch-polnische Beziehungen“ resümieren fünf einschlägig ausgewiesene Historiker (Krzysztof Ruchniewicz, Wolfgang Jacobmeyer, Eike Eckert, Stefan Guth und Thomas Strobel) in ihren Beiträgen die historiografische und geschichtspolitische Bedeutung von Meyers „47 Thesen“. Es ist faszinierend nachzuverfolgen, wie die intellektuelle Leistung eines Einzelnen außerhalb des akademischen Betriebs über mehrere Jahrzehnte hinweg eine fachwissenschaftliche Debatte mitprägte und, wie es Klaus Zernack 1995 pointiert formuliert hat, den „Dilettantismus im Polenbild deutscher Schulbuchgespräche“ (zit. nach Jacobmeyer, S. 49) entlarvt hat. Meyer war in den Anfangsjahren Präsidiumsmitglied der ganz überwiegend professoral geprägten Kommission und nahm auch in späteren Jahren an deren Konferenzen mit eigenen Beiträgen teil. Ob es ohne Meyer tatsächlich „keine deutsch-polnischen Schulbuchgespräche gegeben“ hätte, wie Jacobmeyer in der Überschrift seines Beitrags konstatiert, vermag man auf Grundlage dieses Bandes dennoch nicht mit Gewissheit zu beurteilen, da dem Hrsg. keine umfassende, quellenengesättigte Analyse des forschungsgeschichtlichen Kontextes der deutsch-polnischen Beziehungen in den ersten drei Nachkriegsjahrzenten vorschwebte.

Vielmehr sollen, so Olschowsky in seiner Einführung, „ungewöhnliche Wege der biografischen Annäherung an Enno Meyer beschritten werden“ (S. 8). Entsprechend wird in den drei weiteren Abschnitten Meyers Leben und Werk auch außerhalb der Schulbuchkommission näher in den Blick genommen. Unter der Überschrift „Jüdische Geschichte

und Ostkundeunterricht“ finden sich zwei Beiträge zu ebendiesen Themen: Meyers zeitweiliger Oldenburger Lehrerkollege Dieter Goertz würdigt dessen Eintreten für die Oldenburger Synagoge und jüdische Gemeinde, während Olschowsky, indem er „Hintergründe und Praxis“ des Ostkundeunterrichts an der Hindenburgschule schildert, neben Erläuterungen zu Didaktik und Pädagogik gerade auch interessante Einblicke in die Weltanschauung jener Zeit bietet. Als sich ein Oberstufenschüler 1963 in einem Referat für die Anerkennung der Oder-Neiße-Grenze aussprach, wurde ihm seitens des Direktors mit einem Notenabzug bei den Abiturprüfungen gedroht, was aber durch Meyers Fürsprache habe abgewendet werden können. Zusammen mit den Schilderungen und Erinnerungen im anschließenden Abschnitt „An der Hindenburgschule“ entsteht ein lebendiges Bild vom Schulalltag der 1950er bis 1970er Jahre – 1979 trat Meyer dann in den Ruhestand. Dass der Band auf diese Weise auch ein gewisses Maß an Lokalkolorit ausstrahlt, passt durchaus zum behandelten Thema, gehörte Oldenburg doch zu den westdeutschen Städten, die eine besonders hohe Zahl an Flüchtlingen und Vertriebenen aus Ostmitteleuropa aufnahmen.

Vier Beiträge unter dem Titel „Familiäre Erinnerung“ runden den Band ab und vermitteln zusammen mit dem umfangreichen, zum Teil privaten Bildmaterial den Eindruck, dass in dieser Publikation die Person Meyers nicht hinter seinen pädagogischen und wissenschaftlichen Arbeitsergebnissen zurückstehen soll. Einige Redundanzen in der Darstellung sowie hinsichtlich der herangezogenen Quellen fallen daher nicht weiter ins Gewicht, vielmehr überzeugt der Versuch eines eng an der Persönlichkeit Meyers orientierten biografischen Werkes, aus dem Sympathie, aber keineswegs unkritische Bewunderung gegenüber dem Porträtierten spricht.

Marburg

Christoph Schutte

Katalin Tóth: I love Budapest. I bike Budapest? Urbaner Radverkehr in der ungarischen Hauptstadt, 1980–2014. (Schnittstellen. Studien zum östlichen und südöstlichen Europa, Bd. 13.) Vandenhoeck & Ruprecht. Göttingen 2019. 264 S., Ill. ISBN 978-3-525-31072-4. (€ 60,—.)

Katalin Tóth, von Haus aus Kulturwissenschaftlerin, verfolgt in ihrer Dissertation einen interdisziplinären Ansatz und verbindet Verkehrssoziologie, historische Planungs- und Infrastrukturforschung, kritische Kulturwissenschaften und Stadtforschung miteinander. Der Radverkehr als Untersuchungsgegenstand bietet laut T. den Vorteil, Infrastruktur-, Planungs-, Konsum- und Kulturgeschichte gleichermaßen zu berühren. Der gewählte Untersuchungszeitraum 1980–2014 bietet zusätzlich die Möglichkeit, den Wandel des Radverkehrs über die politischen Systeme hinweg zu untersuchen. In diesen Zeitraum fällt ein Motorisierungssprung der (ost)europäischen Gesellschaften, der die Stadträume und das städtische Leben grundlegend veränderte. Das Buch untersucht das Fahrrad als alltägliches Verkehrsmittel, bewusst werden Freizeitverkehr und Fahrradsport ausgeklammert. Die Ausgangsthese der Arbeit, die T. letztlich auch bestätigt sieht, lautet: „Die Integration des Radverkehrs ist [...] durch die Herausbildung einer fahrradfreundlichen Stadtplanung als eine Korrektur früherer Verkehrsleitbilder zu verstehen, verbunden mit dem Versuch, seine Effektivität zu steigern. In der zunehmenden Fahrradnutzung ist damit die Krise der autozentrierten Stadtplanung und des Verkehrsmanagements erkennbar“ (S. 18).

Die Vf. wählt fünf Untersuchungsfelder, in deren Rahmen sie die Entwicklung des Radverkehrs im Zeitraum 1980–2014 analysiert: die Verkehrspolitik, die räumliche Ausgangslage, die damit zusammenhängende Infrastrukturplanung, das Auftreten von Interessenvertretungen zur Förderung des Radverkehrs und das Bild des Radverkehrs in der breiten Öffentlichkeit.

Die Kapitel zwei bis fünf, die jeweils etwa ein Jahrzehnt untersuchen, folgen mit unterschiedlicher Gewichtung diesen Untersuchungsfeldern. Kapitel 6 widmet sich neueren Infrastrukturprojekten und Ansätzen im Verkehrsmanagement. Hier vermisst man besonders

schmerzlich Karten und Diagramme, um die beschriebenen Situationen bewerten zu können. Da überhaupt völlig auf Kartenmaterial verzichtet wurde, lässt sich die Entwicklung des Radwegenetzes in Budapest nicht nachvollziehen.

Kapitel sieben wirkt demgegenüber im Großen und Ganzen wie ein Nachgedanke; es werden Kleinunternehmen, Filme und Ausstellungen vorgestellt, die im weitesten Sinne zu einem Fahrrad-Lifestyle gehören oder diesen nachzeichnen. Dies ist zwar als kulturelles Phänomen interessant, aber nicht für das im Untertitel benannte Thema. Vielleicht hätte dieser auch einfach „Urbane Radkultur ...“ lauten sollen, dann wäre die Erwartungshaltung eine andere gewesen.

Die von T. beschriebenen Prozesse, Abhängigkeiten und allgemeinen Entwicklungen im Hinblick auf verkehrsplanerische Dogmen treffen größtenteils nicht nur auf Budapest zu, sondern können auch als Blaupause für große Teile Europas im genannten Zeitraum gelesen werden. Im Osten herrschte und herrscht ebenso wie im Westen die paradoxe Pfadabhängigkeit der Automobilität: Je mehr Verkehrsinfrastrukturen für den motorisierten Verkehr ausgebaut wurden, umso mehr stieg das Verkehrsaufkommen und brauchte wiederum mehr Platz. Die Städte bekamen und bekommen immer noch den Verkehr, für den sie bauen. Streitereien um Zuständigkeiten auf kommunaler Ebene, Strukturen, die einheitliche Planungen verhinderten, und mangelnde finanzielle Mittel prägten auch in Budapest den schleppenden Radwegeausbau. Auch hier waren Veränderungen zum großen Teil von einzelnen Personen, sei es in Interessenvertretungen oder auf kommunaler Ebene, abhängig. Dies erstaunt einen deutschen Leser, erwartet man doch von einem ehemaligen sozialistischen Staat eine andere, stärker von institutionalisierten Anstrengungen getragene Entwicklung.

Der Untersuchungszeitraum der Studie endet bereits 2014, was verständlich ist, da die Dissertation 2017 abgeschlossen wurde. Da aber sowohl auf allgemeiner politischer Ebene in Ungarn als auch generell in der Bewertung des Radverkehrs für den Umgang mit globalen Krisen – man denke an das Stichwort „Klimawandel“ – in den letzten Jahren sehr viel passiert ist, wünscht man sich, dass für die 2019 erfolgte Veröffentlichung ein ergänzendes Kapitel zu den Entwicklungen nach 2014 hinzugekommen wäre. Eine Überarbeitung der Struktur der Dissertation wäre für die Veröffentlichung ebenfalls wünschenswert gewesen. So erscheint das Kapitel „Aufbau der Arbeit“ unnötig, und das Kapitel „Quellen, Methoden und Selbstreflexion“ hätte dem Quellenverzeichnis am Ende vorangestellt den Lese-
fluss nicht so unschön gestört.

Ihr erklärtes Ziel, „sowohl Verkehrsgeschichte als auch Stadtentwicklung aus einer neuen Perspektive zu betrachten“ (S. 11), gelingt der Vf. nur bedingt. In beiden Feldern sind die dargelegten Tatsachen in Bezug auf den Radverkehr hinlänglich bekannt. Neu ist im Wesentlichen für einen deutschen Leser, dass sich diese in Budapest nicht sehr unterschieden haben von denen im Westen. Damit kommen wir zu einem Paradoxon des Buches: Mit seinem wissenschaftlichen Anspruch, der sich in der Gliederung, dem Quellenverzeichnis und leider auch einem wenig attraktiven Cover widerspiegelt, wendet es sich an Leser, die sich bereits mit dem Thema auskennen. Diesen sind die dargelegten Ursachen und Abhängigkeiten, wenn auch nicht in ihrem Bezug auf Budapest, so doch von zahlreichen anderen Beispielen, jedoch hinlänglich bekannt, und das Buch liefert nur wenige neue Erkenntnisse. Ein eher populärwissenschaftliches Publikum, für welches das Buch durchaus geeignet wäre, da es klar, präzise und treffend geschrieben ist und sich äußerst flüssig liest, ohne sich in Fachbegriffen zu verlieren, wird jedoch ziemlich sicher von der Aufmachung des Buches abgeschreckt werden.

Karlsruhe – Frankfurt am Main

Stefanie Lampe

Irene Hauser: Dziennik z Getta Łódzkiego / Das Tagebuch aus dem Lodzer Getto. Hrsg. von Ewa Wiatr und Krystyna Radziszewska. Wydawnictwo Uniwersytetu Łódzkiego. Łódź 2019. 142 S., Ill. ISBN 978-83-8142-453-0. – Mit der deutschen Übersetzung von Irene Hausers *Dziennik z Getta Łódzkiego* leisten Ewa Wiatr und Krystyna Radziszewska einen wichtigen Beitrag zum Literaturfundus des Lodzer Gettos. Das fragmentarische Tagebuch wurde erstmals 1993 auf Polnisch verlegt und wird nun in Form einer zweisprachigen Edition, umrahmt von wissenschaftlichen Beiträgen, auch einem deutschen Leserkreis zugänglich gemacht. Die einleitenden Ausführungen durch Radziszewska schaffen einen historischen Rahmen für die Schilderungen H.s. Ergänzt wird diese wissenschaftliche Aufbereitung durch einen kurzen statistischen Überblick Adam Sitareks zu den Wiener Juden im Getto Litzmannstadt sowie einer Skizzierung von Leben und Tagebuchtext Hausers durch Wiatr. Wenngleich das Tagebuch nur rund 26 Seiten umfasst, bietet es einen nicht zu unterschätzenden Einblick in das Leben – und Sterben – im Lodzer Getto. Durch die elliptische Schreibweise und die wiederkehrenden Motive wird der Leidensdruck der Autorin besonders deutlich. Der Fokus Hausers liegt auf ihren eigenen Empfindungen und ihrer familiären Tragödie, dennoch kann das Schriftstück als Quelle für den Alltag im Lodzer Getto gelesen werden: Hunger, Verzweiflung, Hoffnungslosigkeit und der Wunsch nach Erlösung dominieren die Einträge und spiegeln klassische Archetypen der Holocaustliteratur wider. In den Aufzeichnungen erhält der Leser einen Einblick in die inneren Konflikte, mit denen Hauser zu kämpfen hatte. Immer wieder thematisiert sie, wie lebensmüde sie ist, doch „nicht einmal zum Sterben habe [sie] Protektion“ (S. 119). Wie gern würde sie dem Elend und Leid entfliehen, doch dies könne sie ihrem Kind nicht antun, welches weiterleben wolle (vgl. S. 128). Die Sorge um die Zukunft ihres Kindes und ihr Gottvertrauen sind weitere zentrale Motive in Hausers Tagebuch. Besonders einprägsam stellt sie zudem die Entfremdung zu ihrem Ehemann auf der einen Seite und die große menschliche Solidarität ihrer Nachbarn auf der anderen Seite dar. Während ihr Ehemann sie und das gemeinsame Kind im Stich lässt und sie an der Schwelle zum Hungertod steht, erlebt Hauser eine bemerkenswerte Woge der Solidarität durch ihre Nachbarn. Sie seien ihre Lebensretter und Trostspender, so Hauser (vgl. S. 125), denn sie teilen das Wenige, das sie besitzen, und unterstützen Hauser und ihr Kind. Ihre Aufzeichnungen enden am 8. September 1942. An demselben Tag wird sie gemeinsam mit ihrem Sohn im Zuge der großen Deportationen der Alten, Kranken und Kinder in das Vernichtungslager Kulmhof verschleppt und kurze Zeit später ermordet. Einzig ihr Ehemann überlebt den Holocaust und kehrt nach Wien zurück. Das Tagebuch reiht sich in einen breiten Textkorpus von Menschen ein, die im Lodzer Getto gefangen waren, und ist ein weiteres Zeugnis des dort herrschenden Leides und der Entmenslichung. Dabei ist Hauser eine von wenigen Frauen, die ihre Erlebnisse in Lodz festhielten – von den Wiener Transporten mit rund 5000 Jüdinnen und Juden sogar die Einzige.

Gießen

Nicole Silvia Widera

